Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweite Abtheilung:

Durch Nacht zum Licht.

Vierter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Vierter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Es war im März. In Frankreich war am vierundzwanzigsten Februar die Republik proclamirt worden. Das ungeheure Ereigniß verbreitete in concentrischen Kreisen seine Wirkung über die ganze civilisirte Erde. Auch die Residenz war seit einigen Tagen davon erfaßt und eine fieberhafte Aufregung hatte sich der Geister bemächtigt — eine Verwirrung, ein nervöses Zittern, wie sie den Menschen ergreifen, der aus tiefem Schlaf urplötzlich zum hellen Licht des Tages aufgeschreckt ist und noch nicht recht weiß, wo ihm der Kopf steht. Und dabei ein heimliches Grauen vor dem Dunkel der Nacht, in welcher man so lange in den dumpfen Banden eines unnatürlich tiefen Schlafes zugebracht, ein verworrenes Gefühl, daß es doch etwas sehr Herrliches um das goldne Taglicht sei; ein hoffnungsfrisches Recken, ein thatendurstiges Dehnen in allen Gliedern, so daß den Wächtern, die den riesengewaltigen Schläfer im Schlaf beobachtet und bewacht

hatten, schier unheimlich wurde und sie unter einander sprachen: wir werden ihn in eiserne Banden schnüren müssen, sonst steht er am Ende noch gar auf und dann wäre es um uns geschehen. . . . . .

An einem schönen hellen Abend ging es „Unter den Buden,“ dem Hauptvergnügungsorte des soliden Bürgers, der sich hier mit Frau und Kind des Sonntags Nachmittags an Weißbier, Musik und Bratwürsten zu ergötzen pflegt, sehr lebhaft zu. Wer indessen dem Treiben der letzten Tage in der großen Stadt fremd geblieben war, hätte für den ersten Augenblick zweifeln können, ob dies eine politische Versammlung oder ein Volksfest sei. Vielleicht war es Beides. Das Volk ist überall, wo es in größerer Masse zusammenkommt, so lange nicht wirklich etwas vorgefallen ist, das seine Leidenschaft entflammt, zu Scherz, Muthwillen und Narreteien aller Art aufgelegt. Hat man doch die Arbeit, die strenge Zuchtmeisterin, um einen Nachmittag, vielleicht nur um eine Stunde betrogen! erweckt doch schon der Umstand, daß man in Masse da ist, daß kein Polizist so leicht wagen wird, hineinzureden oder gar hineinzugreifen, ein Gefühl des Uebermuthes und der Ueberkraft, eine nicht alltägliche, gehobenere, freudigere Stimmung, zumal wenn der Frühlingshimmel so

herrlich blaut; die schlanken, blätterlosen Zweiglein und Aestlein der Baumwipfel des Parks sich so klar und scharf von dem blauen Himmel abheben, und die Abendsonne so warm und hoffnungsreich herabscheint auf die Tausende von Menschen, die unten auf dem weiten Platze zwischen den Kaffeehäusern und dem Fluß auf der einen und dem Parke auf der andern Seite durch einanderwogen und drängen, besonders nach der hölzernen Tribüne am Rande des Parkes, die sonst für die Musici bestimmt, von der aber heute eine Musik gar eigner Art erschallt, eine Musik, die dem Volke so ganz ungewohnt ist und vielleicht deshalb ihm kostbarer dünkt, als die herrlichsten Walzer von Strauß oder Lanner. Weiter zu nach den Kaffeehäusern aber, wo man die Redner nicht mehr wohl verstehen konnte, ging es lustiger zu. Da konnten die Kellner kaum so viel Gläser voll des allbeliebten Weißbiers herbeischaffen, als von den durstigen Kehlen geleert wurden; da boten Semmel- und Wurstverkäufer ihre Waare an, da quäkten die Cigarrenjungen mit den schrillen unreifen Stimmen, da trieben selbst Gaukler und Taschenspieler ihr lustiges Handwerk.

Durch die wogende Menge schlenderten Arm in Arm zwei Männer, die sich durch ihre Erscheinung

wesentlich vor dem großen Haufen auszeichneten, welcher zum größten Theil aus Leuten der niedern Stände, zumal jungen Leuten zusammengesetzt war. Der eine dieser Männer war sehr lang und dürr; die grauen Augen unter den scharfgezeichneten Brauen blickten so hell und kühn, und um die feine, gerade Nase zuckte es oft so bedeutungsvoll, daß man sich den Ausdruck der unteren Partie des Gesichtes, die ein dichter, schwarzer, kurzgeschorner Bart verhüllte, leicht ergänzen konnte. Seine Haltung war nachlässig, wie die eines Mannes, der mit seinen Gedanken stets zu beschäftigt ist, um auf die äußern Formen großes Gewicht zu legen, und seine Kleider, die aus den feinsten Stoffen bestanden und nach der neuesten Mode gefertigt waren, saßen ihm so schlottrig bequem auf dem hagern Leibe, wie sie nur bei Jemand sitzen können, der dem Grundsatz huldigt, daß die Kleider seinetwegen und nicht er der Kleider wegen da ist. — Die Erscheinung seines Begleiters war vielleicht noch auffallender. Er war fast um einen Kopf kleiner, als sein hochgewachsener Gefährte, aber viel breiter in den Schultern. Trotzdem war seine Haltung etwas gebeugt, wie die eines Mannes, der sein halbes Leben über den Büchern hingebracht hat. Auch seine hohe schöngewölbte Stirn und die

großen tiefliegenden schwärmerischen Augen verkündeten den Denker, den Gelehrten. Sein Haar, das er ziemlich lang trug, war bereits stark ergraut, ebenso wie die buschigen Augenbrauen und der Bart, der ihm reichlich von Wangen, Lippen und Kinn bis auf die obere Brust herabfloß. Er ließ seine Augen unruhig über die Menge schweifen und theilte seinem Begleiter die Bemerkungen, die er machte, mit der leidenschaftlichen Energie, die aus seinem ganzen Wesen sprach, mit, worauf dann Jener lächelnd mit dem Kopfe nickte, oder ein kurzes treffendes Wort erwiderte.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Alles?" fragte der mit den breiten Schultern.

„Gar nicht so übel," erwiderte der Lange.

„Aber glauben Sie denn, Oldenburg, daß sich dies Volk jemals zu einer Revolution wird aufraffen können?"

„Weshalb nicht?"

„Sehen Sie diese stupiden Gesichter, hören Sie diese frivolen Scherze, mit denen sie sich über den Ernst der Situation und zugleich über das dumpfe Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit wegzuhelfen suchen; bemerken Sie dort, wie das Volk zu derselben Stunde, wo zuerst von Freiheit und Recht öffentlich zu ihm

gesprochen wird, auch noch Zeit und Lust hat, an panem und circenses zu denken — und Sie haben genug beisammen, um den letzten Funken der Hoffnung, daß diese Menschen je für ihre Freiheit nicht blos reden, sondern auch kämpfen werden, zu ersticken."

„Der alte Pessimismus, Berger! und das jetzt, wo nach so vielen dunklen Leidensjahren die goldene Sonne endlich wieder scheint!"

„Gerade dieser Sonnenstrahl ist es, der mein Herz mit solcher Ungeduld erfüllt. In den grauen Wintertagen finden wir es natürlich, daß die Bäume die kahlen Aeste zum Himmel strecken; wenn aber die ersten Frühlingslüfte wehen und der Himmel blaut, sehnen wir uns unendlich nach dem grünen, im Winde säuselnden und rauschenden Blättermeer. Und nun gar, wenn der Winter so lang und so hart war, daß er uns unsere Kraft unwiderbringlich geraubt hat und wir nicht hoffen dürfen, bis in den Sommer hinein zu leben!"

„Die Todten reiten schnell! Sie haben es in Paris gesehen. Hätten wir gedacht, als wir im Januar dort ankamen, daß wir kaum einen Monat später dasselbe Straßenpflaster, über das wir damals stattlich in unser Hotel rollten, höchst eigenhändig aufreißen würden?"

„Das war in Paris! in einem Pariser Gamin steckt mehr Geist und Leben, als in einem Dutzend dieser haarbuschigen Gesellen.“

„Kofen Se mich ein paar Cigarren ab, Herr Baron!“ erschallte plötzlich die kreischende Stimme eines drei Fuß hohen Cigarrenbuben, der sich den beiden Herren in den Weg stellte.

„Geh fort!“ sagte Berger, der mit seinen Gedanken allzueifrig beschäftigt war.

„Eene eenzigste Cigarre, gutester Herr Graf!“

„Ich rauche nicht, mein Junge.“

„Nich roochen!“ sagte der Junge, der nun wohl merkte, daß er nichts verkaufen würde und also weiter keine Veranlassung sah, seine lose Zunge im Zaum zu halten; „na, hören Sie, Männeken, da duhn Sie mich man leid!“

„Weshalb?“

„Na, wenn Sie nicht roochen, wie wollen Sie denn mit Ihre Zeit mitkommen, heut zu Tage, wo Alles per Dampf geht!“

Der Junge wandte sich mit einer herrlichen Gebehrde souveränster Verachtung ab; die beiden Männer lachten.

„Sehen Sie,“ sagte Oldenburg; „die Berliner Gamins sind auch nicht auf den Kopf gefallen. Der

Junge wäre eine unschätzbare Acquisition für den Commandanten einer Barrikade."

In diesem Augenblicke trat ein Mann, der die beiden Herren schon seit einiger Zeit beobachtet hatte, wie Jemand, der nicht recht weiß, ob er seinen Augen trauen soll oder nicht, an sie heran und sagte zu Berger:

„Seid Ihr es denn wirklich, Professor?"

„Ei sieh da, Herr Director," erwiderte Berger, sich von Oldenburg's Arm losmachend und dem, welcher ihn angeredet hatte, die Hand reichend; „wie kommen Sie denn hierher?"

„Ach Gott," sagte der Mann, „das ist 'ne traurige Geschicht; wollt Ihr ein paar Schritte mit mir kommen, ich möcht' Euch halter gern allein sprechen."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!" sagte Berger zu Oldenburg und ging mit dem Manne abseits.

Oldenburg betrachtete die Gestalt nicht ohne einige Verwunderung. Es war ein mächtiger Leib, mit breiter hochgewölbter Brust und langen Armen, auf dem ein nicht minder mächtiger Kopf saß. In den plumpen, aufgedunsenen Gesichtszügen sprach sich neben viel Gutmüthigkeit und jovialer Laune eine Art von Schlauheit und Verschmitztheit aus, die aber

durchaus harmloser Natur war. Es konnte dem Manne, seiner äußern Erscheinung nach, nicht eben besonders gehen. Sein grauer Filzhut hatte offenbar manchen Sturm erlebt, bevor er in diesen zerknitterten Zustand kam. Der schwarze, äußerst schäbige, mit vor Alter grau gewordenen Schnüren besetzte Sammetrock hatte einstmals bessere Tage gesehen, ebenso wie die weiten leinenen Beinkleider, deren Farbe jetzt nicht mehr wohl zu bestimmen war, oder die Stiefel, die auf bedenkliche Weise aus den Näthen zu platzen begannen. Ein rothseidenes, mit genialer Kühnheit um den sonnverbrannten, muskulösen Hals geschlungenes Tuch vollendete den Charakter heruntergekommener Künstlerschaft, der dieser Erscheinung aufgeprägt war.

Berger sprach einige Minuten lang angelegentlich mit dem Manne, darauf entfernten sie sich noch mehr und Oldenburg's scharfes Auge sah, wie der Professor seine Börse zog und dem Andern mehre Geldstücke in die Hand gleiten ließ. Gleich darauf trennten sie sich; der Mann verschwand in der Menge, Berger kam wieder zurück.

„Wer war diese sonderbare Figur?“

„Ein Mann, von dem ich Ihnen schon viel erzählt habe: Herr Direktor Caspar Schmenckel aus Wien.“

„O," rief Oldenburg; „weshalb haben Sie mir das nicht gesagt? Ich hätte Czika's Brodherrn doch gern kennen gelernt."

„Er wird uns in den nächsten Tagen aufsuchen; der arme Mann ist in Verzweiflung; seitdem ich ihn mit Xenobi und Czika verlassen, hat ihn Unglück über Unglück getroffen. Sein Clown ist ihm gestorben, sein erster Künstler weggelaufen und die andern hat er wegen chronischen Geldmangels entlassen müssen. Jetzt treibt er sich hier in den Kneipen der Residenz umher und giebt Vorstellungen auf eigene Hand."

„Wir müssen für ihn sorgen," sagte Oldenburg; „er hat Czika gut behandelt und sich meinen Dank verdient. Ueberdies scheint er ein guter Kerl. Doch lassen Sie uns nach Hause gehen. Die Sache verläuft sich, wie sich voraussehen ließ, für heute im Sande."

Als die Beiden gingen, stand gerade ein junger Mann auf der Rednerbühne, der sich erst eben zum Wort gemeldet hatte. Er war von derber untersetzter Gestalt, das hübsche bartlose Gesicht voller Geist und Leben, und wie er jetzt den Hut abnahm, die langen blonden Haare aus der sanft gewölbten weißen Stirn zu streichen, sah er eher wie ein frühreifer Knabe, der sich zum Scherz eine Brille aufgesetzt hat, als

wie ein Mann aus, der sich berechtigt hält, zu Tausenden zu sprechen. Wenn der feine Schnitt seines Gesichts etwas Aristokratisches hatte, so konnte er seiner sehr unscheinbaren Kleidung nach nicht zu den bevorzugten Klassen gehören. Seine Stimme war eigenthümlich hoch und scharf und klar, und hatte, wenn er lebhafter wurde, etwas Schmetterndes, wie Trompetenton, so daß sie den ganzen weiten Platz bis in die fernsten Winkel ausfüllte.

„Meine Herren," sagte er, und es flog ein spöttisches Lächeln um seine Lippen; „was würden Sie von einem Manne sagen, der den schärfsten Pfeil im Köcher und auch den stärksten Bogen hat, diesen Pfeil abzuschießen und der es denn nun doch aus übergroßer Gutmüthigkeit vorzieht, den scharfen Pfeil, anstatt vermittelst des starken Bogens, mit der schwachen Hand abzuschnellen? Nun, meine Herren, wir gleichen durchaus diesem thörichten Manne. Der Pfeil im Köcher ist die Adresse mit den neun Wünschen, wie wir die gerechten Forderungen des Volkes bescheidentlich nennen; die Deputation aus unserer Mitte, durch welche diese Adresse Sr. Majestät morgen zugestellt werden soll, ist die schwache Hand. Wie weit wird sie den Pfeil tragen? bis zur Schwelle des Königsschlosses — nicht weiter! Ich sage Ihnen

meine Herren, die schwache Hand der Deputation wird vergeblich an die Pforte pochen; Se. Majestät wird unsere „Wünsche" nicht entgegen zu nehmen geruhen und die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren."

Bei diesen Worten, die der Redner mit erhobener Stimme sprach, ging ein Brausen durch die Versammlung, wie wenn über das Meer ein heftiger Windstoß fährt. Einzelne riefen Bravo, so besonders der starke Herr in abgetragenem Sammetrock, der sich bis dicht an die Tribüne durchgedrängt hatte, und den Redner mit großem Beifall, welchen er durch Kopfnicken, Grunzen und Bravorufen kund gab, zuhörte. Aber der bei weitem größte Theil war offenbar gegen alle extremen Schritte; auf jeden Bravorufer kamen hundert Kopfschüttler und Zischer.

Der junge Mann ließ sich durch diese Zeichen der Unzufriedenheit nicht einschüchtern, sondern wiederholte mit großer Emphase:

„Die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren! Und uns geschieht damit ganz recht. Weshalb brauchen wir die Hand zum Pfeileschleudern, wenn der Bogen unbenutzt daneben im Grase liegt? Wollen Sie wissen wer der Bogen ist? der Bogen sind wir, das heißt: die ganze Versammlung. Wenn

wir, fünf bis sechstausend, wie wir hier sind, in geschlossenem Zuge, die Adresse von dem Sprecher der Versammlung voraufgetragen, hinrücken vor das Schloß — ich wollte die Thüren sehen, die sich nicht vor uns öffneten, die Schranzen, die uns den Eingang zu verweigern wagten, den Höfling, der sich erfrechte uns zu sagen: Meine Herren, Se. Majestät sitzt beim Thee und kann Sie nicht empfangen.

„Bravo, bravo," schrie der starke Herr in dem Sammetrock und klatschte wüthend in die Hände. Aber der Menge mißfiel diese humoristische Behandlung einer so ernsten Sache durchaus. Zischen, Pfeifen, Schreien ertönte von allen Seiten; nur mit Mühe gelang es dem Präsidenten, einem Herrn in breitkrämpigem Hut und mit langem Bart, der wohl ein Literat oder dergleichen war, durch energisches Klopfen mit seinem Rohre auf den Tisch die Ruhe so weit wieder herzustellen, daß der Redner fortfahren konnte. Der seinerseits nahm jetzt die ganze Kraft seiner hellen Stimme zusammen und schmetterte in die Versammlung hinein:

„Ich habe den Antrag, in corpore auf's Schloß zu ziehen, nicht gestellt, weil ich glaubte, daß er durchgehen werde, sondern nur um Ihnen zu zeigen, weß Geistes Kinder Sie sind. Pioniere der Freiheit hat

Sie ein Vorredner genannt! Ja wol! Die Freiheit wird es weit mit Ihnen bringen, wenn Sie nicht einmal jetzt im Stande sind, aus dem Vertrauensdusel sich aufzuraffen, in welchem Sie schier dreißig Jahre geschlafen" —

Was der junge Mann etwa noch weiter sprach, konnte man nicht verstehen, denn bei den letzten Worten war der Sturm, der schon lange gegrollt hatte, losgebrochen; „Herunter mit ihm!" schrieen die Zunächststehenden; „Haut ihn!" die in größerer Entfernung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese letztere Drohung von den Beleidigten ausgeführt sein würde, wenn nicht der starke Herr in dem Sammtrock den jungen Redner, sobald er von der Tribüne herabkam, enthusiastisch umarmt und ihn so zu seinem Freund und betreffenden Falls zu seinem Schützling erklärt hätte. Mit einem Mann aber von so herkulischem Bau anzubinden, mochte Niemand Lust haben. Zum wenigsten erlaubte man den Beiden unangefochten eine Versammlung zu verlassen, in welcher sie sich in so entschiedener Minorität befunden hatten.

Die neuen Freunde bogen in eine der Alleen, die in der Nähe der Tribüne von dem Platze vor den Buden in den Park führte. Sobald sie allein waren

schüttelte der Herr im Sammetrock noch einmal dem jungen Mann mit den blonden Haaren die Had und sagte mit großer Herzlichkeit:

„Ich freu mich ganz ausnehmend, die Bekanntschaft einer so kreuzbraven Haut gemacht zu haben.“

„Gleichfalls, gleichfalls,“ erwiederte der junge Mann, seinen Bewunderer mit dem scharfen schnellen Blick seiner blauen Augen musternd und zu diesem Zweck seine Brille mit dem Zeigefinger höher auf die Nase schiebend: „mit wem habe ich die Ehre?“

Der Herr im Sammetrock trat einen Schritt zurück, warf sich in die Brust, lüftete seinen vielgeprüften Filz und sagte:

„Ich bin der Director Caspar Schmenckel aus Wien.“

„Ah!“ erwiederte der Andere leichthin; „freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Timm Albert Timm.“

„Sie sind nicht von der Kunst?“ sagte Herr Schmenkel zutraulich.

„Wie meinen Sie? fragte Herr Timm ausweichend.

Herr Direktor Schmenckel machte die Geberde Jemandes, der einen sehr schweren Gegenstand mit beiden Händen schnurgerade in die Luft wirft, um denselben mit dem Nacken wieder aufzufangen.

„Aha!“ sagte Herr Timm, dem es plötzlich klar wurde, auf welchem Gebiete der Kunst der Director seine Lorbeern pflückte: „Verzeihen Sie, daß mir ein Mann von Ihrer Bedeutung persönlich noch nicht bekannt war; aber ich bin erst seit wenigen Tagen hier.“

„Konnt's mir halt denken; „erwiederte Herr Schmenkel, als sie jetzt Arm in Arm weiter schritten; „sind halt ein ganz andrer Kerl, als die Lumpen hier zu Lande; sprechen frei von der Leber weg, wie's Ihnen um's Herz ist. Caspar Schmenckel liebt solche Leute, und wenn er Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, sagen's nur gerade heraus!“

„Sehr verbunden, Herr Director. Die Ehre Ihrer Bekanntschaft ist schon erfreulich genug. Ich vermuthe, daß Sie mit Ihrer Truppe jetzt hier in der Residenz Vorstellungen geben?“

„Vorstellungen geben? hm, hm!“ sagte Herr Schmenckel und räusperte sich; „offen gestanden finden Sie Caspar Schmenckel augenblicklich nicht in floribus. Ich habe mich aus manchen Gründen genöthigt gesehen, meine alte Truppe aufzulösen und bin jetzt mit der Organisation einer neuen beschäftigt — eine Aufgabe, die indessen, wie Sie sich wohl denken können, ihre Schwierigkeit hat. Unterdessen“ —

„Privatisiren Sie?“

„Gewissermaßen, ja; das heißt, ich gebe noch immer von Zeit zu Zeit in Freundeskreisen Vorstellungen, aber nur, um nicht aus der Uebung zu kommen, wissen Sie."

„Natürlich."

„So bin ich heute Abend in einem sehr nobeln Local, das von der besten Gesellschaft besucht wird, gewissermaßen engagirt und wenn sie mir die Ehre erzeigen wollen" —

„Sehr gütig."

„Sie werden dort lauter brave Leute finden, vor denen man sich nicht zu geniren braucht — alles Demokraten vom reinsten Wasser, obgleich sie verzweifelt wenig Wasser trinken, sollt ich meinen, ha, ha, ha! Ich gehe schon den ganzen Winter in dem „dustern Keller" aus und ein, aber niemals so gern und so oft, als seit den letzten acht Tagen, wo wir eine neue Wirthin haben."

„In der That?"

„Ich werde stolz darauf sein, Sie mit ihr bekannt zu machen. Frau Rosa Pape ist ein Muster Ihres Geschlechts."

„Wie sagten Sie!" fragte plötzlich Herr Timm mit großer Lebhaftigkeit.

„Ich sagte, Frau Rosa Pape sei ein capitales Frauenzimmer."

„Sagten Sie nicht, die Dame sei erst seit Kurzem Inhaberin des Geschäftes?"

„Allerdings, sie war bis dahin Hebamme; die französische Revolution hat sie zur Kellerwirthin gemacht."

„Das ist originell."

„Nicht wahr; aber Frau Rosa ist auch ein Original. Sie hat einen wunderbaren Blick für's Geschäft, und als in Paris der Spectakel losging, sagte sie: jetzt kommt eine goldene Zeit für Kellerwirthinnen mit weiblicher Bedienung! — Einen Tag darauf hatte sie den dustern Keller gepachtet."

„Ich bin äußerst begierig, die Bekanntschaft einer so vortrefflichen Dame zu machen."

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Freunde auf wenig betretenen Parkpfaden in die Nähe des herrlichen Thores gekommen, das von dieser Seite unmittelbar aus dem Park in die Stadt führt. Die Versammlung vor den Buden mußte, gleich nachdem sie dieselbe verlassen hatten, auseinandergegangen sein, denn bereits berührte die Spitze des unabsehbaren Zuges, der sich von jener Seite heranwälzte, das Thor. Hier stießen die Massen der Hereinkommenden auf die Schaaren derer, welche noch immer aus der Stadt nach dem Park zogen. Es konnte nicht

ausbleiben, daß in diesem Defilé sich die Menge stopfte, zumal vor der Wache in unmittelbarer Nähe des Thors, wo statt einer halben Compagnie, wie gewöhnlich, eine ganze, Gewehr bei Fuß, aufmarschirt war. Die Leute blieben stehen, sich über diese außerordentliche Maßregel ihre Bemerkungen mitzutheilen; Andere traten heran, zu sehen, was da zu sehen sei; in einem Nu war die Wache mit einem aus vielen Hunderten von Menschen bestehenden Halbkreis umringt, der mit jedem Augenblick enger wurde. Der die Compagnie kommandirende Hauptmann, ein langer Offizier mit einem verbissenen Ausdruck in dem scharfmarkirten Gesicht, schoß wüthende Blicke auf die ihn umgebende Menge, ohne sie indessen eines Wortes zu würdigen. Man sah, wie es in ihm kochte. Plötzlich kommandirte er mit jenem eigenthümlichen Ton, der halb ein Krähen und halb ein Quäcken ist: Still gestanden, richt euch! Gewehr auf! Bataillon soll chargiren, g'laden!"

Die Ladestöcke rasselten, in einem Nu war das Commando ausgeführt.

Es hatte vorläufig nur eine Drohung für die Menge sein sollen, aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, man bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was man gewollt hatte. Den Zunächststehenden

wurde durch die von hinten heran Drängenden das Zurückweichen unmöglich, und diese hatte das Rasseln der Ladestöcke nur noch neugieriger gemacht. Ein verderblicher Zusammenstoß des Militairs mit dem Publikum schien unvermeidlich.

Da drängte sich durch die Gaffer ein langer Herr und trat gerade auf den Hauptmann zu:

„Erlauben Sie, auf ein Wort.“

„Was wollen Sie?“

„Mein Name ist Oldenburg; ich habe die Ehre mit Herren Grafen Grieben zu sprechen?“

Der Offizier faßte salutirend an seinen Helm: „Freue mich, Sie nach langen Jahren wiederzusehen, Herr Baron. Kommen wie gerufen; werde mich genöthigt sehen, auf die Canaille da Feuer geben zu müssen.“

„Gerade um das zu verhindern, erlaubte ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Sie haben ein einfaches, aber unfehlbares Mittel, alle diese Leute zum Weitergehen zu bringen und so unsägliches Unglück zu verhüten.“

„Das wäre?“

„Lassen Sie Ihre Mannschaft in die Wache treten!“

„Wo denken Sie hin? dem Pöbel eine solche

Concession machen, hieße sich wegwerfen. Ueberdies ist es gegen die Instruktion."

„So fordern Sie die Leute wenigstens auf, nach Hause zu gehen."

„Ich habe keine Lust, mich mit der Crapüle in eine Unterhaltung einzulassen."

„Wollen Sie es mir denn verstatten?"

„Wie's Ihnen beliebt," erwiederte der Offizier, sich mit kalter Höflichkeit von Oldenburg abwendend.

Oldenburg trat ein paar Schritte auf den dichten Kreis zu und sagte, seine Stimme so laut wie möglich erhebend:

„Meine Herren, Ihr Stehenbleiben an dieser Stelle ist für Sie nicht ohne Gefahr. Viele von Ihnen sind ja selbst Soldat gewesen und wissen, daß der Soldat nach den Paragraphen seines Wachtbuchs handeln muß. Zwingen Sie deshalb Ihre Brüder, die hier in Waffen stehen, nicht, diese Waffen gegen Sie zu wenden. Lassen Sie uns von unserem Rechte der freien Bewegung Gebrauch machen und weiter gehen. Es wird ja auch nachgerade langweilig, hier immer auf demselben Fleck zu stehen."

„Er hat recht!" rief ein vierschrötiger Bürger mitten aus dem Gedränge; „ich fange schon an, auseinanderzugehen, uff!"

In einer Volksmenge fällt der schlechteste Witz immer auf guten Boden. Die Leute lachten, und als eine quäkende, schrille Stimme — sie war das ausschließliche Eigenthum eines Cigarrenbuben — anfing zu singen: „immer langsam voran, immer langsam voran!“ setzte sich der dichte Haufen in Bewegung, zumal in diesem Augenblick Geschrei und Lärmen, das von einer andern Seite ertönte, die Neugierigen lockte.

Eine Strecke die Akazien weiter hinauf — Unter den Akazien heißt die herrliche Hauptstraße, die von dem Culmbacher Thor bis zum Schloß führt — war es nämlich zwischen dem Publikum und einer der vielen Patrouillen, welche zwischen dem Schloß und dem Thor seit einigen Stunden hin und her marschirten, zu dem Zusammenstoß gekommen, der an der Wache durch Oldenburg's kluges und muthiges Dazwischentreten noch glücklich vermieden war. Der Führer der Patrouille — eine zweite marschirte, sich in gleicher Höhe mit dieser haltend, auf der andern Seite der Straße — war ein Offizier von riesigem Wuchs, dessen finster drohende Miene den festen Entschluß verkündigte, die geringste Widersetzlichkeit sofort rücksichtslos zu ahnden. Auch war ihm, wie er an der Spitze seiner Mannschaft einherschritt, bis jetzt Alles so scheu ausgewichen, daß er zu dem verachtungs-

vollen Lächeln, das von Zeit zu Zeit über sein dunkles Gesicht zuckte, einigermaßen recht zu haben schien. Da kam er an eine Stelle, wo sich von der Straße ein enger, aber für gewöhnlich sehr stark frequentirter Durchgang abzweigt. Diese Passage war mit Menschen, welche sehen wollten, was unter den Akazien vorging, vollgestopft. Von den Akazien drängten Andere dagegen. So sammelte sich hier ein gewaltiger Menschenknäuel, in welchem die Verwirrung den höchsten Grad erreichte, als jetzt durch die heranmarschirende Patrouille eine zweite Stockung in die sich so schon nur mit Mühe fortbewegende Masse kam.

„Platz da!" herrschte der Offizier, rücksichtslos in den Haufen hineinschreitend.

Die zunächst Stehenden wichen rechts und links auf die Seite; aber die Andern drängten wieder zu. Ein buntes Durcheinander entstand, in welchem der Offizier mit nur wenigen seiner Leute von der Truppe getrennt wurde.

„Platz da!" wiederholte der Offizier in noch barscherem Tone.

„Machen Sie nur selber Platz;" rief ein junger Mann aus dem Haufen.

Er hatte es kaum gerufen, als der Offizier auf ihn zusprang, ihn am Kragen ergriff und mit

einem Ruck seines starken Armes seinen Leuten zuschleuderte:

„Nehmt den Schreihals fest;“ rief er.

Die Soldaten ergriffen den jungen Mann, der vergeblich sich loszureißen versuchte.

„Stoßt den Hund nieder, wenn er sich widersetzt!“ herrschte der Offizier.

Wer weiß, ob die Soldaten diesen Befehl nicht ausgeführt hätten, wenn in diesem Moment nicht Herr Schmenckel sich vor den Offizier hingestellt und ihm zugeschrieen hätte:

„Geben's den Mann los, Ew. Gnaden oder 's Wetter soll dreinschlagen!“

Sie standen sich — der Gardeoffizier und der Mann aus dem Volke — einen Augenblick lang gegenüber, zwei riesengewaltige Männer, überraschend ähnlich an hohem Wuchs, gewölbter Brust, breiten Schultern und langen, muskelkräftigen Armen; ja, wie sie sich so mit zornigen Blicken anstarrten, ähnlich im Ausdruck der massiven plumpen Züge.

Doch nur einen Augenblick standen sie so; im nächsten hatte der Offizier seinen Gegner mit aller Macht vor die Brust gestoßen, um ihn aus seiner unmittelbaren Nähe zu bringen und Raum für seinen Degen zu gewinnen. Indessen, er hätte ebenso gut einen Felsen von der

Stelle rücken können, als den Mann im Sammetrock. Der Stoß krachte dumpf auf seiner breiten Brust; das war Alles; aber zu gleicher Zeit reckte er seine mächtigen Arme aus, ergriff den Offizier um den Leib, hob ihn trotz der ungeheueren Anstrengungen, die er machte, sich aus dieser verderblichen Umarmung loszureißen, vom Boden auf und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Soldaten, welche genug zu thun hatten, ihren Arrestanten zu halten, daß Offizier Soldaten und Arrestant in einem Haufen über und unter einander rollten.

„Hurrah!" schrie die durch diese Kraftprobe entzückte Menge; „hurrah! drauf! drauf! nieder mit der Soldateska!"

Herr Schmenckel mußte sich von der Hülfe und dem Muth der Menge nicht viel versprechen. Er zog mit einem Ruck den Arrestanten aus dem Haufen heraus und war mit ihm, ehe sich noch der Offizier wieder aufraffen konnte, in dem Gedränge, das ihm bereitwillig Platz machte, verschwunden.

Es war die höchste Zeit, denn jetzt war es den von ihrem Führer getrennten Sectionen gelungen, die Menschenmauer zu durchbrechen.

Der Offizier sprang auf die Füße und commandirte mit einer vor Wuth kreischenden Stimme: „links

aufmarschirt! marsch! marsch! zur Attaque, Gewehr rechts! fällt das Gewehr!"

„Hurrah, hurrah!" riefen die Soldaten, indem sie im Geschwindschritt auf die wehrlose Menge eindrangen, die heulend und schreiend auseinanderstob. Gräuliche Scenen brutaler Rohheit, an Hülflosen, ganz Unschuldigen verübt! Unter fortwährendem Hurrahrufen Kolbenstöße und Bajonettstiche nach allen Seiten . . . An dieser Stelle floß das erste Blut, das in diesem entsetzlichem Kampfe der Brüder gegen Brüder, der wenige Tage darauf einen so seltsamen, Allen unerwarteten Ausgang nehmen sollte, vergossen wurde.

Zweites Kapitel.

Während unter den Akazien solche Scenen stattfanden und die Bewohner dieser und und der nächstgelegenen Straßen in fieberhafte Aufregung versetzten; während hier die Menge vor einer anrückenden Militairtruppe auseinanderstob, um sich an einem für den Augenblick nicht bedrohten Punkte abermals zu sammeln, Verhaftungen in Masse vorgenommen wurden, Verwundungen nicht ausblieben und so die Erbitterung von beiden Seiten in beängstigender Weise wuchs — lebten die Bewohner der abgelegenen Quartiere der großen Capitale ohne die geringste Kunde dieser Vorgänge in einem tiefen Frieden, der in einem gemeindeangerumgebenen idyllischen Landstädtchen nicht größer sein konnte.

In einem kleinen einstöckigen Hause einer dieser stillen Straßen, das durch einen Garten vor der Thür und das leichte eiserne Gitter, welches den Garten von der Straße trennte, etwas Villaartiges

hatte, saßen kurz vor Sonnenuntergang in der Stube links vom Hausflur an einem Fenster, das durch eine Glaskugel mit Goldfischchen, ein Messingbauer mit einem goldgelben Kanarienvogel darin, durch Blumen in Töpfen und Vasen als das Lieblingsplätzchen einer Dame bezeichnet war, (wenn auch das sonst unvermeidliche Nähtischchen fehlte) eine junge Frau und ein Mann, den man nicht wohl mehr jung nennen konnte, wenn er auch auf das Prädikat alt vorläufig, trotz seiner an den Schläfen etwas kahlen Stirn, noch keinen Anspruch hatte, in eifriger Unterhaltung.

In eifriger ernster Unterhaltung, wie sie zwischen zwei guten Freunden stattfindet, die sich Monate lang nicht gesehen haben, zumal wenn sich während dieser Zeit so Manches in dem Leben der Beiden geändert, ja, wie in diesem Falle, für Beide ein neues Leben begonnen hat.

„Und Franz ist mit seinen hiesigen Verhältnissen ganz zufrieden?"

„Ganz! wie würde sich der gute Vater gefreut haben, wenn er" —

Die junge Frau vollendete den Satz nicht, sondern wandte sich nach dem Fenster und machte sich etwas mit ihren Blumen zu schaffen. Der Herr be-

trachtete sie ein Veilchen liebevoll durch seine Brillengläser, dann legte er leicht seine Hand auf ihren Arm und sagte:

„Sie müssen sich nicht blos stark zeigen, liebe Freundin; Sie müssen es auch sein — Sie, die Tochter eines solchen Vaters!"

Die junge Frau wandte sich wieder um und versuchte zu lächeln.

„Sie haben Recht, Bemperchen; ich will versuchen, so stark und vernünftig zu sein, wie ich aussehe. Aber jetzt lassen Sie uns von was Anderem sprechen. Was sagt denn Marguerite zu dem neuen Plan?"

„Sie ist entzückt oder charmée, wie sie sagt. Ich glaube aber alles Ernstes weniger über die Verbesserung unserer Lage — obgleich, ganz entre nous, liebe Freundin, ein verheiratheter Student ein höchst eigenthümliches Amphibium ist — als darüber, daß sie jetzt wieder in Ihrer Nähe leben kann. Sie glauben gar nicht, welchen Eindruck Sie auf ma petite femme gemacht haben!"

„Das gute Herz! und ich habe so wenig für sie gethan, für sie thun können! habe sie eigentlich immer nur geneckt, und noch am letzten Abend — wissen Sie noch Bemperchen, wie Sie als Amor erschienen; Ihr

Euch in dem Fenster den verhängnißvollen Kuß gabt und Papa hernach beim Hochheimer die köstliche Rede hielt, die letzte, die ich aus seinem Munde gehört habe? Jetzt weiß ich erst, was zu der Stunde sein edles Herz bewegte! Er nahm nicht blos für damals, er nahm für immer von uns Abschied."

Sophie kämpfte die Rührung, die sie zu überwältigen drohte, gewaltsam nieder und fuhr fort:

„Ich habe so wenig für Marguerite gethan und sie im Gegentheil so viel für mich! Wissen Sie, Bemperchen, daß ich schwach genug war, ordentlich eifersüchtig auf die Kleine zu werden, als ich aus Papa's Briefen sah, in wie hoher Gunst sie bei ihm stand und wie er sich gegen Eure Verheirathung fast nicht weniger hartnäckig wehrte, als gegen die unsere?"

„Und doch ist diese Verheirathung nur durch seine Bemühungen so bald zu Stande gekommen; zum mindesten hat Marguerite es nur ihm zu danken, wenn unsere Einrichtung so glänzend ausfiel, wie ich sie mit meinen schwachen Kräften allerdings nicht hätte herstellen können. Sie wissen doch, was ich meine?"

„Die Timm'sche Angelegenheit? Marguerite hat mir davon geschrieben. Was mich dabei am meisten gewundert, ist, daß Timm so prompt das Geld zurückbezahlt hat."

„Wir Alle sind erstaunt gewesen, Niemand mehr als ich, der ich wußte, daß er bis über die Ohren in Schulden steckte und schon aus diesem Grunde dem Papa rieth, von seinem Versuch, als von einem ganz vergeblichen, abzustehen. Mir hat die ganze Affaire, entre nous, viel Kopfzerbrechen und Herzensschmerzen verursacht, und so wenig Ursache gerade ich habe, Herrn Timm hold zu sein, so hat's mir doch leid gethan, als er gleich darauf, einer Wechselschuld wegen, die er vielleicht nur um uns zu bezahlen, contrahirt hatte, in den Thurm wandern mußte, in dem er, so viel ich weiß, noch heute sitzt."

„O!" sagte Sophie, „hat's mein alter Anbeter also endlich doch durchgesetzt?"

„Ihr alter Anbeter?"

„Ja, wissen Sie das nicht? Ich habe noch mit Timm zusammen Tanzstunde gehabt, und ich kann sagen, daß ich mit Niemand lieber getanzt und mich unterhalten habe, als mit ihm. Er ist ein höchst geistreicher und, wenn er will, sehr liebenswürdiger Mensch, um den es wahrhaftig Jammer und Schade ist, daß er mit seinen herrlichen Gaben so unverantwortlich wirthschaftet. Er hat in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit" —

„Mit Oswald Stein, wollen Sie sagen, nur zu!

Ich habe das bittre Gefühl, daß mich, als wir noch in Grünwald zusammen waren, jedesmal bei Nennung dieses Namens überkam, glücklich besiegt; er existirt für mich nicht mehr, besonders nach seinen letzten Abenteuern."

„Das ist nicht recht, Bemperchen. Sie wissen, ich habe Stein nie besonders gemocht, aber seitdem Ihr Alle gegen ihn seid und selbst Franz, der ihn noch immer in Schutz nahm, anfängt, mit in den Chor einzustimmen, habe ich große Lust, mich auf seine Seite zu schlagen."

„Natürlich," sagte Bemperlein mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, „ist es doch eine alte Erfahrung, daß die Frauen einen Mann desto lieber haben, je toller er's treibt. Mußte ich doch neulich selbst von meiner Marguerite, die ihn sonst nicht ausstehen konnte, ein in den sanftesten Tönen hingehauchtes: pauvre homme! hören. Pauvre homme! Nun frage ich doch einen vernünftigen Menschen! Also, wenn Jemand wie ein ungezogenes Kind durch das Leben rast, statt nach Grundsätzen stets nur nach seinen souveränen Launen handelt; wenn er, wie ein Kind, Alles haben muß, was ihm gefällt, um es, wenn's ihm nicht mehr gefällt, in thörichtem Zorn und Uebermuth wieder zu zerbrechen — wenn er, statt seinen

Nächsten zu lieben, mit seines Nächsten Frau bei Nacht und Nebel durchgeht, so sagt man von ihm, wo möglich mit einer Thräne des Mitleids im schönen Auge: Pauvre homme!"

„Bravo, Bemperchen," rief Sophie beinahe mit der alten Lustigkeit, „bravo! Sie könnten nicht schöner predigen, wenn Sie selbst der betreffende unglücklichste Nächste wären! Aber, sagen Sie, hat man denn von den losen Vögeln noch immer keine Nachricht?"

„So viel ich weiß, nein! es ist, als hätte die Erde sie eingeschluckt."

„Aber wie erträgt denn der verrathene Gatte sein grenzenloses Leid?"

„Ach, man sollte sich eigentlich dieser Menschen wegen gar nicht weiter ereifern," erwiderte Bemperlein unmuthig, „sie sind es nicht besser werth, und wollen es nicht anders haben. Denken Sie sich, Fräulein Sophie, wollte sagen: Frau Sophie — dieser Mensch, dieser Cloten, der, als Stein mit seiner keuschen Penelope durchgegangen war, that, als ob die Sonne niemals wieder für ihn scheinen könne, hat sich nicht nur in überraschend kurzer Zeit getröstet, sondern dasselbe Unglück, das jener in seinem Hause angerichtet hat, in seines Nachbars Hause ebenfalls angerichtet, oder anzurichten versucht — man weiß es

noch nicht recht. So viel steht fest, daß Herr von Barnewitz, der Vetter von Frau von Berkow — der mit dem breiten rothen Bart, wissen Sie, und den breiten Schultern — o, Sie müssen ihn ja gesehen haben — nein? na, es kommt auch nichts darauf an — eh bien, Herr von Barnewitz kommt neulich zur ungelegenen Zeit nach Hause, findet — so erzählen sich die Leute — die Thür zum Zimmer seiner Frau verschlossen, wittert Unrath, zerschlägt ein Fenster, reißt den ganzen Fensterflügel heraus, steigt ins Zimmer, erwischt Herrn von Cloten, der eben von der Dame zu einer Hinterthür hinausgeschoben wird, und hat eine Auseinandersetzung mit dem edlen Paar, in Folge deren Hortense nach Italien und Herr von Cloten, nachdem er acht Tage lang das Bett gehütet, auf seine Güter gereist ist, ohne von Jemand Abschied zu nehmen.“

„Da haben ja die Grünwalder Klatschschwestern wieder etwas zu reden gehabt!“

„Das können Sie glauben, fast so viel, als damals bei der Verlobung von Helene Grenwitz mit dem Fürsten Waldernberg.“

„Wie steht es denn damit?“

„So viel ich weiß, soll die Verlobung, ich meine die eigentliche, officielle, in diesen Tagen hier in der

Residenz stattfinden. Anna Marie sagte mir neulich, daß sie mit Helene Anfang März hier eintreffen würde."

„So sind Sie also mit der Familie noch immer in Verbindung geblieben?"

„Ich hatte keinen rechten Grund, meine Stunden aufzugeben. Anna Marie beehrte mich fortwährend mit ihrer besondern Gnade und überdies habe ich mich in der letzten Zeit mehr mit ihrem Wesen ausgesöhnt. Ich glaube, wir haben ihr vielfach Unrecht gethan. Sie hat gewiß ihre bedenklichen Seiten, aber man muß auch so gerecht sein, anzuerkennen, daß die Verhältnisse, in denen sie lebt, eigenthümlich genug sind. Wenn sie Helene einen reichen Mann verschafft, so thut sie nicht mehr und nicht weniger, als was alle Frauen in ihrer Lage auch thun würden. Und ihre Lage ist keineswegs so glänzend, wie man glaubt. Seit dem Tode des Barons hat sie von dem ganzen großen Vermögen außer dem, was sie bis jetzt gespart hat, und das kann — für die Ansprüche solcher Leute wenigstens — nicht allzuviel sein, eine verhältnißmäßig geringe Wittwenpension; und auch die fällt weg, im Falle Malte dem Beispiel seines Cousins Felix nachfolgen und auch an der Auszehrung sterben sollte, was nebenbei im höchsten Grade wahrschein-

lich ist. Der Junge besteht jetzt schon nur aus Haut und Knochen."

„O," sagte Sophie, „da wäre ja allerdings Helenen's glänzende Heirath eine Art von Nothwendigkeit im Sinn dieser Leute, obgleich ich überzeugt bin, daß es für Helene eine traurige Nothwendigkeit ist."

„Weshalb?"

„Im Vertrauen! ich glaube, ihr Herz hatte sich bereits nach einer andern Seite entschieden, als sie dem Fürsten das Jawort gab. Wollte Gott, sie wäre von Anfang an weniger zurückhaltend gegen mich gewesen; vielleicht wäre Alles anders gekommen."

„Glauben Sie das nicht, in diesem Mädchen steckt ein hartnäckiger Stolz, den kein einzelner Mensch, den glaube ich, nur das Schicksal beugen kann. Sie wird Niemandem einen unbedingten Einfluß auf ihre Entschließungen gestatten."

„Was halten Sie denn von Berger's Zustand?" fragte Sophie nach einer kleinen Pause. „Ist er denn wirklich ganz wiederhergestellt?"

„Ich habe ihn nur wenige Tage beobachten können, aber mir, und auch Ihrem Vater schien sein Benehmen und mehr noch seine Denkweise so exzentrisch, daß wir höchlichst erstaunt waren, als Herr von Oldenburg und Frau v. Berkow durchaus davon

nichts wissen wollten. Ihr Vater, der doch gewiß ein Urtheil in diesen Dingen hat, sagte: Ich halte die verhältnißmäßige Ruhe, die jetzt in ihn eingezogen ist, nicht für einen ewigen Frieden, sondern nur für einen Waffenstillstand der feindlichen Gewalten, die sich von Jugend auf in diesem dämonischen Geiste bekämpft haben und die bei einer passenden Veranlassung den alten Streit wieder aufnehmen werden. Er hat sich jetzt scheinbar auf das Gebiet der realen Welt gerettet, aber wer, wie er, sein Leben lang nur mit Ideen operirt hat, söhnt sich am Abend desselben mit der trägen stumpfen Wirklichkeit nicht wieder aus."

„Haben Sie kürzlich Nachricht von ihm gehabt?"

„Die letzte aus Paris unmittelbar nach der Revolution. Ich werde Ihnen den Brief gelegentlich einmal vorlesen. Es ist eine Jubelhymne von solcher bacchantischen Freiheitslust, daß mir, der ich in politischen Dingen zwar auch frei, aber doch ruhiger denke, ganz unheimlich dabei wurde. Ich bin nur froh, daß Berger in Gesellschaft des Baron Oldenburg reis't, eines Mannes, vor dem ich in jeder Beziehung die höchste Achtung empfinde."

„Sagen Sie, Bemperchen, was ist denn eigentlich an dem Gerücht, das Ihre Frau von Berkow und

den Baron mit einander in einem — sehr intimen Verhältnisse leben läßt?"

„Nichts, reinweg gar nichts", sagte Bemperlein mit großem Eifer, „ich möchte nur wissen, was die Leute eigentlich wollen! Es besteht eine Freundschaft zwischen ihnen, die sich von ihren gemeinsam verlebten Jugendjahren her datirt. Das ist Alles. Wenn sie Nachbarn sind und sich in Folge dessen häufig sehen, so ist doch das wahrhaftig ganz unverfänglich. Sie könnten sich ja heirathen, wenn sie sonst nur wollten. Anstatt dessen reist der Baron nach Paris und läßt sie in Schnee und Eis auf dem einsamen Berkow. Das beweist doch sonnenklar, daß von Liebe zwischen ihnen die Rede nicht ist, oder es müßte denn eine curiose Sorte Liebe sein."

In diesem Augenblick schrack Sophie freudig zusammen. In dem Fensterspiegel hatte sie die Gestalt eines schlanken, eleganten, schwarzbärtigen Mannes erblickt, der die nicht eben belebte Straße eiligen Schrittes heraufkam.

„Franz kommt!" rief die junge Frau, während ihre großen blauen Augen aufleuchteten und ein tieferes Roth ihre Wangen färbte; „verstecken Sie sich, Bemperchen!" „Aber, wohin?" rief Herr Bemperlein von dem Fenstertritt herabspringend.

„Nur dort hinter die Portiere! Halten Sie in der Mitte fest, daß sie nicht auseinanderfällt — so!“

Die Klingel an der Hausthüre ertönte, unmittel- darauf wurde die Stubenthür geöffnet und Franz trat schnell herein.

„Ist Bemperlein nicht gekommen?“

„Siehst Du ihn etwa hier?“

Nun sah Franz Herrn Anastasius Bemperlein freilich nicht, wol aber auf einem Stuhl einen Herrenhut und überdies die Falten der Portiere in einer Weise arrangirt, die nur dadurch möglich war, daß eine Hand hineingegriffen hatte und jetzt die beiden Theile fest zusammenhielt.

Er sagte deshalb laut und scheinbar in größtem Unwillen:

„Dieser Bemperlein ist doch ein ganz unzuverlässiger, leichtfertiger, gewissenloser Springinsfeld; ein Mensch ohne Treu und Glauben, ohne Grundsätze; ein Charlatan, von dem es mir schon hundertmal leid gethan hat, daß ich ihn Herrn Panke, als Director seiner chemischen Fabrik so lange empfohlen habe, bis derselbe ihn mit tausend Thalern jährlich und fünf Procent der Nettoeinnahme engagirt hat; ein Don Juan von einem Bemperlein, der mit den Frauen seiner Freunde heimliche Zusammenkünfte hat,

beim Nachhausekommen des Ehemannes sich hinter der Portiere versteckt, und dabei so dumm ist, seinen Hut im Zimmer stehen zu lassen; ein Harlequin von einem Bemperlein —"

„Halt," sagte der genannte Herr, den Vorhang auseinanderschlagend: „ich bin erkannt!"

Die beiden Freunde eilten auf einander zu und umarmten sich mit großer Herzlichkeit.

„Wißt Ihr, wen ich soeben gesehen habe?" fragte Franz, nachdem man das Nothwendigste durchgesprochen.

„Nun?" riefen Bemperlein und Sophie.

„Den Baron Oldenburg und Frau von Berkow."

„Unmöglich!" rief Bemperlein, einen verlegenen Blick auf Sophie werfend, welchen diese mit einem schalkhaften Lächeln beantwortete.

„Was ich Euch sage. Ich begegnete ihnen in der Nähe des Schlosses, Arm in Arm. Frau von Berkow hat mir ihre Adresse gegeben und mich gebeten, sie zu besuchen. Da! lange Straße Nr. 54. Sie wohnt Chambre garnie. Daraus und aus dem Umstande, daß sie die Kinder mit hat, vermuthe ich, daß sie längere Zeit hier bleiben wird. Ich sagte ihr, daß wir Bemperchen heut erwarteten und und sie war über diese Nachricht sehr erfreut. Auch Baron Ol=

denburg läßt grüßen und Ihnen sagen, daß er seit gestern mit Professor Berger von Paris zurück sei. Sie logiren Hotel de Russie unter den Akazien. Ich habe Frau von Berkow gerathen, wenn sie nicht ganz besonders dringende Geschäfte hier halten, die Stadt so bald als möglich zu verlassen, da wir voraussichtlich sehr unruhige Tage haben werden. In der Albrechtsstadt schwirrt und wirrt es wie in einem Ameisenhaufen. Gendarmen sprengen mit verhengten Zügeln wie toll einher. Adjutanten und Ordonnanzen jagen ventre à terre durch die Straßen. An der Albrechts- und Bärenstraßen-Ecke sah ich sogar schon Kanonen aufgefahren. Unter den Akazien soll es zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen und ein Gardeoffizier von dem Volke arg mishandelt sein. Einige nannten den Fürsten Waldernberg. Der Lärm ist so groß gewesen, daß das Publikum das Opernhaus, trotzdem ein neues Ballet gegeben wird, gleich nach Beginn der Vorstellung wieder verlassen hat. In der Jägerstraße hat ein Volkshaufe einen Angriff auf einen Waffenladen gemacht, und ein Bekannter will in der Grünstraße die Anfänge einer Barrikade gesehen haben. Mit einem Worte: die Stadt ist in einer fieberhaften Aufregung und deshalb, liebes Weibchen, wär' es recht gut, Du verschafftest uns etwas Thee

mit Rum, anstatt hier zu stehen und mit offenem Munde den Schreckensnachrichten zu lauschen."

Sophie fiel ihrem Gatten um den Hals, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und eilte zur Thür hinaus, um das Abendbrot zu besorgen. Die beiden Freunde setzten sich unterdessen auf das Sopha und besprachen mit Ernst und Gründlichkeit, wie es weisen Männern geziemt, ihre eigenen und die öffentlichen Angelegenheiten.

Drittes Kapitel.

Der Dustre Keller war eines jener bedenklichen Locale, in welche ein anständiger Mann niemals den Fuß setzt, auch wenn er, ermüdet und durstig von einem langen Geschäftsgange, zur Frühstücksstunde daran vorüberkommt, und wohin auch junge Leute, die weniger Tugend als Lebenslust haben, nur zufällig einmal in der Nacht gerathen, wenn sie der Kobold des Unfugs weit ab von ihren gewöhnlichen Wegen in Regionen geführt hat, an die sie, wenn sie spät am nächsten Vormittage mit Kopfschmerzen aufwachen, nur eine sehr confuse und nebenbei keineswegs angenehme Erinnerung haben. Uebrigens lag der Dustre Keller in der Nebenstraße eines ganz fashionablen Quartiers, und machte, wie die meisten ähnlichen Lokale, seine am Tage kaum wahrnehmbare Existenz, nach Sonnenuntergang durch eine Laterne aus rothem Glase bemerklich, welche bis an den hellen Morgen die Straße hinauf- und hinabblickte und

deren holder Schein für sehr viele gute Menschen und schlechte Musikanten, vielleicht auch für einige gute Musikanten und schlechte Menschen eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben mußte. Wenigstens war während der angegebenen Zeit das Local fast immer mit Besuchern überfüllt.

So auch heute Abend. Es war kaum noch ein Platz zu haben in den vier oder fünf großen Räumen, aus welchen der Dustre Keller bestand. Elise, Bertha und Pauline, die drei Biermamsells, hatten ihre liebe Noth, wenn sie jedem durstigen Gast das gefüllte Seidel bringen und bei jedem sich wenigstens doch so lange aufhalten wollten, bis er ihnen in die Wangen gekneipt oder mindestens ein verbindliches Wort gesagt hatte. Vielleicht hielten diese traulichen Zwiegespräche den raschen Gang des Geschäfts ein wenig auf, aber was ließ sich dagegen thun? Durstige Herren auf einer gewissen Bildungsstufe wollen nun einmal die hübsche (und nur möglicherweise vom Bier etwas feuchte) Hand, welche ihnen den Pokal kredenzte, für einen Augenblick in der ihrigen halten und ein so natürliches Verlangen war in diesem Falle um so gerechtfertigter, als die drei Mädchen in der That sehr hübsch waren und dem Geschmack der Wirthin des dustern Kellers alle Ehre machten.

Frau Rosa Pape, oder Röschen, wie sie sich noch immer am liebsten nennen hörte, war eine Dame im Anfang der fünfziger Jahre, an deren Erscheinung auf den ersten Blick nur der enorme Körperumfang auffallend war. Erst wenn man eine genauere Beobachtung anstellte, bemerkte man die Plumpheit der im Fett verquollenen Züge, die Kürze und Stumpfheit der Finger an den fleischigen weißen Händen, und nur der sehr scharfe Beobachter entdeckte, daß die braunen Haare, welche in reichlicher Fülle den Schädel der würdigen Matrone bedeckten, unmöglich echt sein konnten, und daß die kleinen hellblauen Augen trotz der Freundlichkeit, welche fortwährend die breiten Lippen umspielte, einen scharfen, stechenden, ja manchmal geradezu bösen und unheimlichen Ausdruck hatten.

Indessen, so genau zu beobachten, war durchaus nicht Sache der Gäste des Dustern Kellers. Für sie war Frau Rosa eine ganz charmante, prächtige Frau, unter deren Leitung der Ruhm des Lokals heller wie je strahlen würde, und sie freuten sich jedesmal, wenn die treffliche Frau ihren Platz hinter dem Buffet verließ, um die Runde durch den Keller zu machen, hier einen Bekannten vertraulich auf die Schulter klopfte, dort einen Fremden willkommen hieß, hier ein enthusiastisches Lob über die Trefflichkeit des

Biers huldvoll entgegegen nahm, dort einen etwaigen Tadel dadurch zu entkräften suchte, daß sie das Glas des Klägers an den Mund führte und daraus einen Schluck that, der einem Feldwebel Ehre gemacht haben würde.

So war sie denn jetzt auch an ein paar Männer herangetreten, die in einer Ecke allein an einem kleinen Tische saßen und die Köpfe zusammensteckend sich im Flüsterton mit einem Eifer unterhielten, der deutlich genug bewies, daß der Gegenstand ihres Gespräches von nicht ungewöhnlichem Interesse war.

„Nun, Schmenckelchen, wie geht's?" sagte Frau Rosa, die fette Hand auf die breite Schulter des starken Herrn im Sammetrock legend; „mir däucht, Ihr seht ein wenig echauffirt aus. Trinkt nur nicht zu viel, damit ihr hernach Eure Kunststücke ordentlich macht. Ihr habt heute ein großes Publikum."

„Ich fürcht', ich werd' heut Abend nix Gescheidts mehr zusammenbringen;" sagte der Director, dessen aufgedunsenes Gesicht sehr stark geröthet war, mit lallender Zunge.

„Aber, Schmenckel, Sie haben es ja versprochen!" erwiederte Röschen und ihre Augen blickten nichts weniger als freundlich, „eine Liebe, wißt Ihr, ist der andern werth."

„Mein Freund Schmenckel besinnt sich noch, verehrte Frau!“ sagte der andere Herr, ein junger Mann mit blonden Haaren und einer Brille über den scharfen blauen Augen; „er ist für den Augenblick nur noch etwas angegriffen von einem Rencontre, daß wir vor einer Stunde unter den Akazien gehabt haben. Uebrigens freue ich mich ganz ausnehmend, verehrte Frau, daß ich durch Herrn Schmenckel Ihre neue Adresse erfahren habe; ich habe Sie nach Ihrer alten seit zwei Tagen in der ganzen Stadt vergeblich gesucht.“

Frau Rosa Pape warf einen prüfenden Blick auf den Sprecher. Es lag in seiner ganzen Erscheinung und seiner Art zu sprechen ein Etwas, durch welches sie sich so zu sagen, sympathetisch berührt fühlte.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte sie.

„Ganz auf meiner Seite! Wollen Sie uns nicht für einen Augenblick die Ehre Ihrer Gesellschaft gönnen?“ sagte der junge Mann, Frau Rosa den noch unbesetzten dritten Stuhl am Tische präsentirend; „mein Name ist Albert Timm — aus Grünwald — ich habe einen Empfehlungsbrief an Sie von einem alten Freunde, der Sie bestens grüßen läßt. Darf ich mir erlauben, dieses Document in Ihre schönen Hände zu legen?“ und Herr Timm überreichte

der Dame einen unversiegelten Brief, den er aus einer sehr schäbigen voluminösen Brieftasche genommen hatte.

Frau Rosa schien über diese Mittheilung ein wenig betreten. Sie warf abermals einen noch schärfer prüfenden Blick auf den Fremden, blickte dann in dem Raume umher, ob auch Niemand sie beobachtete, entfaltete den Brief, wandte sich so, daß das Licht der Gasflamme darauf fiel und las:

„Liebes Röschen! Ueberbringer dieses ist ein sehr guter Freund von mir, dem Du unbedingt vertrauen kannst. Er wird Dir in Beziehung auf die *witzer Geschichte eine Mittheilung machen, daß Dir die Augen übergehen werden. Wenn Du und Jeremias ihm beistehen wollt, zweifle ich nicht, daß wir einem gewissen Erben zu seiner Erbschaft und uns zu einem Profit verhelfen können, der sich gewaschen hat. Adies! Es mag Dir immerhin wohl gehen, aber auch Deinem, Dich noch immer zärtlich liebenden T. G."

„Sie kennen die Hand?" fragte Herr Timm, als Röschen, nachdem sie den Brief zweimal sorgfältig gelesen, und dann nicht minder sorgfältig zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt hatte, jetzt mit einem mißtrauischen Blick zu ihm aufschaute.

„Die Hand kommt mir allerdings bekannt vor,“ erwiderte Frau Rosa.

„Na, das ist vorläufig die Hauptsache. Das Uebrige will ich Ihnen zur gelegenen Zeit schon sagen. Ich hoffe, daß Sie mir noch heute Abend das Vergnügen und die Ehre einer vertraulichen Unterhaltung gewähren. Ich bin überzeugt, daß wir noch vor morgen früh die besten Freunde sind.“

Es war eine Zuversicht und Bestimmtheit in dem Auftreten des jungen Mannes, die, wenn sie auch für Gebildetere einen leisen Anflug von Unverschämtheit haben mochte, doch solchen rohen Seelen, wie Frau Rosa, entschieden imponirte. Sie erwiderte den vertraulichen Druck von Herrn Timm's Hand und erhob sich, da gerade in diesem Augenblick eine der Heben des Dustern Kellers herantrat, zu melden, daß man am Büffet nach der Gebieterin verlange.

Herr Timm wandte sich wieder zu Director Caspar Schmenckel aus Wien, welcher so betrunken oder in seine Gedanken so vertieft war, daß er der Unterredung zwischen seinem Freunde und Frau Rosa wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und sagte, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufnehmend:

„Ich begreife nicht, wie Sie auch nur einen

Augenblick zweifeln können. Ich sage Ihnen, wie Ihr Euch so einander gegenüber standet, fiel mir die Aehnlichkeit auf, obgleich ich in dem Augenblicke wahrhaftig nicht viel Zeit hatte, lange Beobachtungen zu machen. Ich gebe zu, der Zufall ist ganz wunderbar, der Euch nach so vielen Jahren zum ersten Male, ohne daß Ihr von Eurer hochverehrlichen Existenz auch nur eine Ahnung habt, an diesem Orte und zu dieser Stunde zusammenbringt; aber was ist's denn weiter? ich habe allen Respect vor dem Zufall, denn er hat mir schon oft im Leben aus der Patsche geholfen, wenn's mit allem Verstand der Verständigen Mathäi am letzten war. Und dieser Zufall ist zu famos, als daß er nicht etwas mehr als bloßer Zufall sein sollte. Und was ist's denn schließlich so Wunderbares? Sie machen vor zweiundzwanzig Jahren einem wollüstigen Weibe den Hof und auch wohl noch etwas mehr wie den Hof. Der Gemahl ist während der ganzen Zeit verreist und kommt nur nach Hause, um nachzusehen, wie groß die Hörner sind, die seine treue Gattin für ihn in Bereitschaft hat und sich nebenbei von dem Galan zum Fenster hinauswerfen zu lassen. Die Dame hat in ihrer Ehe nur ein Kind gehabt und dieses einzigen Kindes Alter stimmt auf ein Haar. Sie sind, sagen Sie,

im September Achtzehnhundertfünfundzwanzig in Petersburg gewesen, und der Fürst ist Mai sechsundzwanzig geboren.“ —

„Woher wissen Sie denn das aber?“ fragte Herr Schmenckel und kraute sich ungläubig den dicken Kopf.

„Ich sage Ihnen, Mann, daß ich es weiß. Das kann Ihnen doch genug sein. Und gesetzten Falls, der Bursche wäre Ihr Sohn nicht, so“ —

„Aber warum sollt er denn halt nit mein Sohn sein?“ rief Herr Schmenckel und schlug mit seiner schweren Faust auf den Tisch; seh ich halt aus, als ob ich dazu nit im Stande wäre?“

Herr Timm nahm die Brille ab, wischte die Gläser rein, setzte sie sich wieder auf, schaute lachend in Herrn Director Caspar Schmenckels hochgeröthetes Gesicht und sagte gemüthlich:

„Hört mal, Alter, Ihr seid der pudelnärrischste Kauz, der mir in meinem Leben begegnet ist. Erst spreche ich mich vergeblich heiser, um Euch zu beweisen, daß Ihr der Vater von diesem hoffnungsvollen Jüngling seid, und bei der bloßen Annahme, Ihr möchtet es nicht sein, werdet Ihr grob und prügelt mich am Ende noch durch. Ich wollte aber nur dies sagen: gesetzten Fall, der Bursche ist nicht Ihr Sohn, so kommt darauf auch so viel nicht an. Wir

wollen vorläufig einmal auf den Busch klopfen, vorläufig einmal anfragen, ob sich die gnädige Frau Fürstin noch eines gewissen Herbstes in Petersburg erinnert und so weiter, und so weiter — ich setze meinen Kopf gegen einen hohlen Kürbis: wir jagen sie in's Boxhorn, daß ihnen die Rubel nur so aus den Aermeln fallen.

„Aber werden sie uns nicht die Polizei auf den Hals schicken?" meinte Herr Schmenckel tiefsinnig den Kopf schüttelnd.

„Pah! sie werden froh sein, wenn sich kein Dritter hineinmischt! Es giebt für Leute wie wir keinen bessern Bundesgenossen, als so ein schlechtes Gewissen — ich sage Ihnen, ich habe Erfahrung in diesem Fach."

Herr Schmenckel dachte über den verzwickten Fall so tief nach, daß ihm vor lauter Nachdenken (und nebenbei von dem vielen Bier) der Kopf glühte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der, wenn auch nicht Licht in die räthselhafte Angelegenheit, so doch in den Charakter seines neuen Freundes werfen konnte.

„Aber," sagte er, „was habt denn nur Ihr eigentlich für ein Intereß an der ganzen Geschicht?"

„Pfui, Herr Director," antwortete Timm mit großer Indignation; „eine solche Frage hätte ich

Ihnen nicht zugetraut! Haben Sie mich nicht aus den Klauen der Soldaten gerettet? wäscht eine Hand nicht die andre? giebt's auf der Welt nicht ein solches Ding, wie Dankbarkeit? Wenn Sie partout ein armer Teufel bleiben und auf den Jahrmärkten herumziehen wollen, während Sie von einer anständigen Pension von einigen tausend Rubeln jährlich in Ihrem eigenen Hause leben und in Ihrer eigenen Equipage fahren können — mir ist es recht! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Dingen behelligt habe und lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen."

„Aber so nehmen's doch Vernunft an," rief Herr Schmenkel ängstlich; „es fällt mir ja gar nit ein, es Ihnen irgendwie übel zu nehmen, daß Sie mich partout zu dem Vater von einem Fürsten machen wollen. Aber daß ich einen so vornehmen Sohn hab und gleich's erste Mal, daß ich ihn erschau, sollt durchgewammst haben, das ist denn doch so erstaunlich, wenn Caspar Schmenckel es einem Andern erzählen thät, der glaubt's halt nimmer."

„Ich sehe nicht ein," sagte Timm, „weshalb das um ein Haar erstaunlicher ist, als daß ich von den Tausenden in der Volksversammlung ganz zufälligerweise Ihre Bekanntschaft mache, wir unter den Akazien ganz zufälligerweise unter tausend andern Offi=

zieren dem Fürsten in den Weg laufen, ich ihn ganz zufälligerweise von früher her kenne, seinen Namen weiß, Ihnen den Namen nenne und Sie an den Namen eine Reminiscenz aus Ihrem Wanderleben knüpfen, die uns zu einer so unbezahlbaren Entdeckung verhilft. Ich kann Sie versichern, daß ich im Anfang fast eben so erstaunt gewesen bin, wie Sie, aber dergleichen dauert bei mir, Gott sei Dank, nicht lange."

Herr Timm warf sich in seinen Stuhl zurück und stocherte sich die Zähne. Herr Schmenckel betrachtete mit unendlicher Verwunderung, in die sich eine Art von Grauen mischte den Mann, der sich selbst durch eine so außerordentliche Begebenheit nicht aus der Fassung bringen ließ. Herr Schmenckel war eine joviale, sanguinische täppisch gutmüthige Natur, mit einem für scharfes Denken wenig geeigneten, aber desto phantastischeren Gehirn unter dem großen dicken Schädel. Aber, wie es bei solchen Naturen zu sein pflegt: sein glückliches Temperament half ihm nur über die alltäglichen Wechselfälle des Lebens weg; sobald etwas Außerordentliches eintrat, war er rathlos und hülflos wie ein Kind, ganz in der Gewalt von Leuten, die seine Schwäche auszubeuten wußten.

Herr Schmenckel war nicht der Mann, sich die

Natur des Verhältnisses, in welchem er zu seinem neuen Freunde stand, klar zu machen, aber er hatte doch ein unbestimmtes Gefühl davon, und er verspürte, während er so auf ihn blickte, eine Anwandlung von dem Wunsch, den jungen Menschen durchzuprügeln oder ihn auf sonst irgend eine Weise für seine Ueberlegenheit zu strafen, ähnlich wie ein Elephant manchmal eine entfernte Ahnung von dem Vergnügen haben mag, welches es ihm gewähren würde, wenn er seinen Kornak vom Halse auf die Erde schleuderte und einige Minuten lang mit den Füßen auf demselben herumtrampelte. . . . .

. . . .

Es war mehrere Stunden später. In dem dustern Keller, in welchem es heute Nacht sehr lebhaft zugegangen war — die Zeit war eine aufgeregte, die Geister erhitzt und die Kehlen trocken, so daß überall, wo die Umstände es erlaubten, viel Bier getrunken und lange Reden gehalten wurden — waren nur noch wenige Gäste hier und da zerstreut, kleine Gruppen von drei oder vier Personen — Leute von zum Theil wunderlichem Aussehn, wie man sie nur in großen Städten und auch da bei Tage und auf der Straße selten oder nie erblickt, — Männer in schäbiger, manchmal phantastischer Kleidung mit ver-

wüsteten und dennoch interessanten Gesichtern und mit Augen, die bald in Leidenschaft aufblitzten, bald stumpfsinnig in's Leere starrten — seltsame Gestalten, die, ohne daß sie den Mund aufthun, dem kundigen Auge lange Geschichten erzählen von stolzen Plänen und kindischen Thaten, von großen Talenten und noch größerer Lüderlichkeit, von hohem Stolz und tiefer Schande, von sinnloser Schwelgerei und nagendem Hunger, von unerhörten Anstrengungen eines Fleißes, der zu dem Schicksal des Sisyphus, und eines Ehrgeizes, der zu den Qualen des Tantalus verurtheilt ist, bis Fleiß und Ehrgeiz und jede Tugend, ja, jede Regung in dem Sumpfe apathischer Gleichgültigkeit versinkt. . . .

Doch auch diese Gruppen lösten sich allmälig auf; eine Flamme nach der andern wurde von den armen Mädchen, die schon seit einer Stunde hier und da in den Ecken, den hübschen Kopf auf den runden Arm gelegt, geschlafen hatten, ausgelöscht, und zuletzt war Niemand mehr da als Herr Schmenckel, der auf einem der Sopha's seinen Rausch ausschlief, und zwei andere Herren, welche mit der Wirthin des Lokals an einem runden Tischchen bei einer Flasche Champagner saßen. Der Eine dieser Herren war Albert Timm aus Grünwald; der andere ein Mann in mitt-

leren Jahren, der erst vor einer Stunde etwa gekommen und von Frau Rosa Herrn Timm als der Bruder seines Grünwalder Wirthes, Herr Jeremias Gutherz, vorgestellt worden war, und den man seiner Kleidung und seinem ganzen Aussehen nach für einen kleinen Bürger in nicht unebnen Verhältnissen gehalten haben würde, für einen Gewürzkrämer vielleicht, oder Tabackshändler, wenn nicht in seinen Angen ein Etwas gelegen hätte, das anzudeuten schien: die Beschäftigung des Herrn sei keine ganz so harmlose, zum mindesten nicht immer eine so harmlose gewesen. Es waren ein paar merkwürdige Augen, sowohl im Schnitt als auch in der Farbe und besonders im Ausdruck. Man konnte durchaus nicht sagen, ob die Augen sehr groß oder sehr 'klein, sehr dunkel oder sehr hell, sehr klug oder sehr dumm waren, denn sie schienen abwechselnd bald das Eine, bald das Andere, und das dritte Mal weder das Eine, noch das Andere zu sein. Die Eigenthümlichkeit seiner Sehwerkzeuge wurde übrigens noch durch zwei graue Büschel vermehrt, welche an der Stelle saßen, wo bei anderen Menschen die Augenbrauen sitzen und von denen man deshalb vermuthen mußte, daß sie auch hier für diese Zierde des Menschenantlitzes gelten sollten.

Die drei Personen hatten eine sehr eifrige Unterredung geführt, deren Resultat Herr Timm jetzt zusammenfaßte.

„Es handelt sich also um zweierlei," sagte er; „einmal, uns einen Einblick in die Taufregister der St. Marienkirche, oder noch besser eine vidimirte Abschrift des Taufzeugnisses zu verschaffen, zweitens um die Auffindung der Hauptperson in dieser Comödie, ich meine des Herrn Oswald Stein."

„Woraus wissen Sie denn aber, daß er sich hierher wenden wird?" fragte der Mann mit den seltsamen Augen.

„Ich weiß es nicht, ich vermuthe es nur. Er schrieb mir vor acht Tagen aus Paris: er könne sich dort nicht mehr halten und müsse suchen, der Heimath näher zu kommen, so lange er die Reise noch bezahlen könne. Mir scheint es unzweifelhaft, daß er sich hierher gewandt hat, respective wenden wird, wo er, wie ich von ihm selbst weiß, schon als Student literarische Verbindungen der verschiedensten Art angeknüpft hatte und deshalb noch am leichtesten hoffen darf, für sich und seine Holde Subsistenzmittel herbeizuschaffen. Nur glaube ich nicht, daß er unter seinem wahren Namen auftreten wird, um sich nicht etwaigen unangenehmen Begegnungen mit den Ver-

wandten der Frau von Cloten, die ihm, wie ich weiß, überall nachspüren und ihn hier sicher sehr bald entdecken würden, auszusetzen. Die Erledigung dieses Punktes dürfte also die bei weitem schwierigste sein, wenn uns der Zufall, mein alter treuer Bundesgenosse, nicht hülfreich unter die Arme greift."

„Das Item überlassen Sie nur ruhig meinem Freunde hier;" sagte Frau Rosa, dem Herrn mit den sonderbaren Augen die Hand vertraulich auf den Kopf legend; „und nun, Ihr Herren, glaube ich, ist es Zeit, daß wir uns trennen. Morgen ist auch wieder ein Tag. — Ja, aber was fangen wir denn mit dem dicken Kerl da auf dem Sopha an, der heute für zwölf getrunken hat?"

„Wir werden ihn nach Haus bringen müssen, wenn Sie, schöne Frau, nicht ein Plätzchen für ihn in Bereitschaft haben;" — erwiderte Herr Timm, Röschen einen bezeichnenden Blick zuwerfend.

„Sie Schäker!" sagte die Dame, Herrn Timm in die Wangen kneipend; „ich werde ihm das lose Maul stopfen."

„Aber hoffentlich doch nur mit einem Kusse!"

„Sie loser Vogel!" sagte Röschen und schien nicht übel Lust zu haben, das Mittel in Anwendung zu bringen.

Herr Timm mußte das fürchten, denn er wandte sich plötzlich zu Herrn Schmenckel und fing an, ihn erst schwächer, dann stärker und zuletzt aus allen Leibeskräften zu schütteln.

„Uff," lallte der Riese im Schlaf; „laßt mich los, ich will schon mit dem Bub' fertig werden."

„Was will er?" sagte der Herr mit den sonderbaren Augen.

„O, er schwatzt im Schlaf," sagte Herr Timm; „geben Sie mir einmal ein Glas Wasser, Elischen, ich glaube, das wird ihn am ersten zu sich bringen."

Endlich stand der Koloß aufrecht da, aber nicht ohne zu schwanken, wie ein Leuchtthurm im Sturm. Indessen konnte er sich doch auf den Füßen halten und da Herr Gutherz zufällig seine Wohnung wußte, so schien die Aufgabe, ihn dorthin zu escortiren, wenigstens ausführbar. Herr Timm faßte ihn unter den einen, der Mann mit den sonderbaren Augen unter den andern Arm und so gelangten sie, wenn auch nicht ohne einige Mühe, die Kellertreppe hinauf, auf die Straße.

Die Nacht war so finster, wie eine Nacht, in welcher kein Stern am Himmel sichtbar ist, nur sein kann. Der Wind wehte in klagenden Stößen durch die öden Straßen und drohte die paar Gaslichter, die

noch brannten, ebenfalls auszulöschen. Herr Schmenckel kam in der frischen Luft wenigstens so weit zu sich, daß er seine Begleiter zärtlich umarmte, ihnen ewige Freundschaft schwur und jedem hunderttausend Silberrubel versprach, sobald es sich als sicher herausgestellt, daß der Fürst Waldernberg, den er heut' unter den Akazien durchgeprügelt, wirklich sein Sohn sei. So gelangten sie endlich in die Straße und an das Haus und schließlich auch in das Stübchen des Hintergebäudes, in welchem Herr Director Caspar Schmenckel aus Wien seine temporäre Residenz genommen hatte. Herr Schmenckel taumelte auf sein nicht eben allzu luxuriöses Lager; und seine beiden Begleiter entfernten sich, nachdem Herr Jeremias mit einer Blendlaterne, die er plötzlich zu Timm's nicht geringer Verwunderung aus der Tasche zog, in alle Winkel des Zimmers geleuchtet, wo sonderbare Geräthschaften: eiserne Kugeln, Kugeln von Messing, Flitterkram, Stangen und Stäbe von allen Sorten, Trommeln und Trompeten u. dergl. in wüster Unordnung aufeinandergeschichtet waren.

„Nun müssen Sie das Maß Ihrer Güte voll machen," sagte Timm, als sie wieder auf der Straße standen, „und mir sagen, wie ich nach Hause komme Ich wohne —"

„Weißes Roß in der Falkenstraße Nr. 43, nach hinten;" unterbrach ihn Herr Jeremias Gutherz, indem er seine Laterne verschloß und in die Tasche steckte.

„Sind Sie des Teufels," rief Herr Timm, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend. „Wie können Sie meine Wohnung wissen, die ich hier noch Niemanden gesagt habe?"

„Glauben Sie, daß ein so bedeutender Redner der Volksversammlung unter den Buden uns lange unbekannt bleiben kann?" meinte Herr Gutherz.

„Uns? wer ist uns?" fragte Timm.

„Das kann Ihnen gleich sein. Jedenfalls möchte ich Ihnen den Rath geben, Ihre Redeübungen lieber innerhalb Ihrer vier Pfähle zu halten, schon unserer Angelegenheit wegen, die arg in's Stocken gerathen möchte, wenn Einer von uns, Sie zum Beispiel, eingesteckt würde."

„Pah", sagte Timm, „glauben Sie denn, daß mir etwas an dem Ruhm eines politischen Märtyrers liegt? Ich habe den Leuten eine Rede gehalten, weil ich überhaupt gern rede und zweitens, weil ich mich über die Spatzenköpfe ärgerte."

„Desto besser;" sagte der Andere trocken.

Timm warf, indem sie eben jetzt unter einer

Gaslaterne hinschritten, einen Blick auf seinen Begleiter und der räthelhafte Ausdruck der Augen des Mannes, und die Blendlaterne, und das „Uns" wurde ihm plötzlich klar.

„Entschuldigen Sie, Herr Gutherz", sagte er; „ich glaube von Ihrem Herrn Bruder gehört zu haben, daß Sie ein sehr geschätztes Mitglied der geheimen Polizei sind. Ist dem so?"

Der Mann mit den sonderbaren Augen lächelte:

„Ihr seid ein schlauer Fuchs!" sagte er, „und habt eine verdammt feine Nase. Mein Bruder hat's Euch nun freilich nicht gesagt, denn der weiß nichts davon, und Röschen auch nicht, denn die weiß es freilich, hat aber ihre Gründe, reinen Mund zu halten; also" —

„Wird's mir wohl der Teufel gesagt haben," unterbrach ihn Timm, dem diese gelungene Probe seines Scharfsinns die alte Sicherheit wiedergegeben hatte. „Ich glaube, ich hätte es in Eurem Fache weit bringen können."

„Das käme vielleicht nur auf Sie an."

„Wie so?"

Der Mann mit den seltsamen Augen antwortete auf diese Frage nicht, sondern sagte, als sie jetzt an einer Ecke angekommen waren:

„Das ist Ihre Straße. Ich komme heute Vormittag um elf Uhr zu Ihnen. Da wollen wir denn die Angelegenheit weiter besprechen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! A revoir!“

Und die würdigen Männer trennten sich. Ihr Fußtritt verhallte in den einsamen Straßen, während über die hohen Dächer schon das graue Morgenlicht herüberlugte.

Viertes Kapitel.

In einem sehr stattlichen Zimmer der Beletage des Hotel Garni in der Langen Straße saßen am Abend des folgenden Tages Melitta und Oldenburg auf dem Sopha. Auf dem Tische brannte eine Lampe; angezündete Lichter standen auf dem Spiegeltischchen und auf dem Sims des Kamins. Frau von Berkow erwartete heute Abend noch mehr Besuch und Oldenburg hatte nur das Recht des Hausfreundes, vor der bestimmten Zeit zu kommen, in Anspruch genommen.

„Ich finde, Du bist heute Abend sehr schweigsam, Adalbert!" sagte Melitta, die Arbeit, an der sie genäht hatte, auf den Tisch legend und sich mit einem freundlichen Lächeln zu Oldenburg wendend; „ich schwatze Dir von den Kindern vor, wie kräftig der Junge geworden ist und wie hübsch Czika in den modernen Kleidern aussieht und Du schaust d'rein, wie — nun wie nun gleich?"

„Wie der Ritter von der traurigen Gestalt, ohne

Zweifel; wenigstens fühle ich mich so von dem Scheitel bis zur Sohle," erwiderte Oldenburg aufstehend und einen Gang durch das Zimmer machend.

„Daß ich nicht wüßte!" sagte Melitta; „ich dächte Du nähmenst Dich in diesem braunen Paletot ganz besonders stattlich aus."

„Ohne Scherz, Melitta; ich bin in der That in einer traurigen Gemüthsverfassung."

„Das ist ein allerliebstes Compliment für mich, die ich nur Dir zu Liebe — hören Sie wohl, mein Herr, nur um Ihnen eine, wie ich hoffte, angenehme Ueberraschung zu bereiten — aus meinem traulichen Nest die lange Reise mit den Kindern hierher mache in diese langweilige Stadt; Ihnen zu Liebe, damit wir uns unbeobachtet sehen und sprechen können, Chambres garnies genommen habe, wie eine Pächtersfrau, und die ich mir für alle diese, wie ich jetzt wohl sehe, verschwendete Liebe und Güte am Ende noch sagen lassen muß: Du hättest auch wohl zu Hause bleiben können."

„Willst Du es glauben, Melitta, daß mir dieser Gedanke wirklich gestern und heute schon ein paar Mal gekommen ist?"

„Das ist stark!" erwiederte Melitta und man sah es ihrem Gesicht an, daß sie im Augenblick nicht

wußte, ob sie die Worte Oldenburg's für Wahrheit oder für Scherz nehmen, ob sie weinen oder lachen sollte."

Der Baron ließ sie nicht lange in dieser Ungewißheit; er setzte sich wieder zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte:

„Liebe Melitta, meine Worte klingen sehr hart, aber frage Dich selbst, ob ich als Mann nicht so fühlen und denken muß. Daß ich Dir für Deine Güte in tiefster Seele dankbar bin, brauche ich Dir nicht zu versichern, denn das weißt Du, solltest Du wenigstens wissen. Auch daß Du für mich Deinen guten Ruf auf's Spiel setzest, schlage ich so hoch eben nicht an, denn es ist ein jämmerlich Ding um das Urtheil der Welt; ich hab's mein Leben lang verachtet und Du hast Dich ebenfalls niemals vor ihm in den Staub geworfen. Es ist etwas ganz Anderes, was mich hindert, rechte Freude an diesem Wiedersehen zu haben; und ich will es Dir offen sagen, was dieses Etwas ist. Sieh, Melitta, es ist dem Manne eingeboren, daß er für das, was er liebt, auch sorgen und schaffen will, ja noch mehr, daß er die Geliebte in einer gewissen Abhängigkeit von sich sehen will, ich meine: abhängig von seiner Kraft, seinem Muth, seiner Einsicht. An der Unmöglichkeit,

das Verhältniß so zu gestalten, ist manche starke Liebe schon gestorben, verzehrt sich manche starke Liebe. So auch meine Liebe zu Dir. Ich kann, wie die Sache jetzt liegt, nur, so zu sagen, im Vorbeigehen für Dich leben, sorgen und schaffen, nicht zu jeder Stunde, jeder Minute, wie ich es wünsche, wie ich es muß, wenn ich glücklich sein will. Auf dem Lande, wo wir, die Nachbarn, ungestört und unbelauscht oft halbe Tage lang beisammen sein konnten, ging es noch; und dennoch war das Gefühl der Halbheit doch so peinlich für mich, daß ich Berger vorschlug, mit mir nach Paris zu gehen, um mir einbilden zu können, es läge zwischen Dir und mir nur die Entfernung und weiter nichts. Hier nun aber, in dieser großen Stadt, überkommt mich das leidige Gefühl mit doppelter Gewalt; ja, es ist, als ob der Moment, in welchem wir uns hier getroffen haben, ausgesucht wäre, mir das Verkehrte, das Geschraubte, das Unnatürliche unseres Verhältnisses so recht zu Gemüthe zu führen. Wir stehen hier auf einem Vulkan, der jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Schon schwankt der Boden unter unsern Füßen und ehe noch viele Tage vergehen, werden wir unerhörte Dinge erleben. Ich zittere nicht vor der Entscheidung; im Gegentheil, ich sehne sie herbei,

denn sie ist nothwendig und wird für uns zum Heile ausschlagen. Aber um in den Tagen der Noth und Gefahr, die über unser Volk hereindrohen, fest zu stehen, um ein ganzer Mann nach außen sein zu können, muß ich es vorerst in meinem eigenen Bewußtsein werden, muß ich erst in mir selbst zur Ruhe kommen, und das kann ich unter diesen Verhältnissen nicht, das kann ich nur, wenn Du mein Weib bist, Melitta, wenn ich uns Eines weiß, wenn ich weiß, daß ich für Weib und Kinder rede, handle, kämpfe und, wenn es sein muß, falle. Melitta! in meinem, in Deinem, in unser Aller Namen: willst Du, nachdem ich mehr Jahre um Dich gefreit habe, als Jakob um Lea und Rahel zusammen, — willst Du endlich mein Weib sein?"

Des Barons Stimme zitterte, obgleich er sich augenscheinlich Mühe gab, so ruhig und überzeugend wie möglich zu sprechen. Er hatte sich noch zu Melitta gebeugt, die ihr schönes Haupt tief gesenkt hatte. Als er schwieg, blickte sie auf und zeigte Oldenburg ein bleiches, thränenüberströmtes Gesicht. Sie sagte mit leiser Stimme:

„Wollte Gott, Adalbert, ich könnte Dir, wie ich um Deinet-, um meinet-, um unser Aller willen wünsche und möchte, mit Ja antworten."

„Weshalb kannst Du es nicht.“

„Du weißt es.“

„Aber, Melitta, soll denn die Erinnerung an diesen Mann, den Du unmöglich noch lieben kannst, von dem Du selbst sagst, daß Du ihn nicht mehr liebst, uns ewig trennen! Hast Du Dein Unrecht, wenn es unrecht war, dem Zuge eines Herzens, das sich frei wußte, zu folgen, — nicht durch tausend Thränen gesühnt? Bist Du mir nicht noch, was Du mir immer warst? Und, wenn denn doch einmal zwischen uns abgerechnet werden soll, hast Du mir, wenn Du mich würdigst, Dein Gatte zu sein, nicht mehr zu vergessen und zu verzeihen, als ich Dir? Ist es vernünftig, die Frau zu dem Opfer eines rigorosen Sittengesetzes zu machen, über das sich der Mann mit Leichtigkeit hinwegsetzt? Wer hat dies unvernünftige Gesetz geschaffen? Nicht ich, noch Du — was sollen denn Du und ich sich ihm beugen? Ich sage Dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, die Natur zu knebeln und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen sie verzeichnet stehen, in alle vier Winde wehen.“

„Wenn dieser Tag kommt — und wenn er mir kommt,“ erwiderte Melitta; „ich will ihn mit freu-

digem Herzen begrüßen. Wenn es wirklich ein Wahn ist, der mich hindert, in Deine Arme zu fliegen und zu sprechen: nimm mich, ich will Dein sein nun und immerdar! — habe Mitleid mit mir! ich leide ja eben so viel darunter, wie Du; aber, Adalbert: ich bin ein Weib; und das Weib kann wohl auf den Tag der Erlösung hoffen und harren, aber für diesen Tag kämpfen, wie ihr, das kann sie nicht. Und bis dieser Tag kommt, bis ich mich so frei fühle, wie ich mich fühlen muß, wenn ich mit Ehren die Deine sein will, muß es bleiben, wie es ist."

Melitta hatte dies mit einer leisen und traurigen, aber doch festen Stimme gesagt, und Oldenburg fühlte, daß es Grausamkeit sei, weiter in sie zu dringen. Er nahm ihre Hand, küßte sie und sagte:

„Laß es gut sein, Melitta! Ich bin geduldig; ich weiß, daß Du mich nicht aus Eigensinn diese Qualen dulden läßt. Das ist genug. Und dann: der Tag der Erlösung, den Du erharrst und für den wir kämpfen — er muß ja doch einmal kommen."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und der alte Baumann meldete den erwarteten Besuch an. Melitta fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen, während Oldenburg Sophie entgegen-

ging, die von ihrem Gatten und Bemperlein escortirt, so eben zur Thür hereintrat.

Melitta und Sophie sahen sich heute Abend zum ersten Male, aber man merkte nichts von der Förmlichkeit einer ersten Begegnung. Einmal hatten die beiden Damen von einander (besonders Sophie von Melitta) so oft und so viel gehört, daß sie sich selbst bis auf die Details der äußern Erscheinung schon bekannt waren, und dann lag es in dem Wesen beider, sich da, wo sie sich sympathetisch berührt fühlten, ohne alle Ziererei vertrauensvoll hinzugeben. Dennoch betrachteten sie sich natürlich, während sie sich die Hand reichten, und die ersten Worte wechselten mit nicht geringer Aufmerksamkeit, wobei denn Sophie die Bemerkung machte, daß Melitta viel weicher und milder erschien, als sie sich die vornehme Dame vorgestellt hatte, und Melitta umgekehrt, daß Sophie lange nicht so ernst und athenenhaft drein schaute, wie nach Bemperlein's Beschreibung die kluge, geistreiche Tochter des Geheimraths drein schauen mußte. Auch den Baron Oldenburg sah Sophie heute zum ersten Male, ebenso wie er sie, und sie warf vom Sopha aus manchen prüfenden Blick nach dem langen schwarzen Mann, der in der Mitte des Zimmers mit den beiden Herren plauderte, während er ebenso von sei-

nem Standpunkte aus die beiden Damen beobachtete und fand, daß sie in der üppigen Fülle des gleicherweise hell-dunklen weichlockigen Haares und in dem Schnitt und Ausdruck der großen Augen eine gewisse Aehnlichkeit hatten, wie zwei Rosen, von denen die eine dunklere, vollere, den schönen Kelch vollkommen erschlossen hat, während die andere hellere, die zarter gefärbten Blätter eben erst zum Licht des Tages entfaltet.

Wie sich von selbst versteht, war Sophie (wäre sie sonst eine Frau gewesen!) vor allem begierig, zu sehen, wie sich Oldenburg und Melitta gegen einander benehmen würden, denn sie hatte sich, trotz Bemperlein's Betheuerungen, nicht ausreden lassen, daß zwischen den Beiden ein intimes Verhältniß bestehe; aber Melitta war zu sehr Dame der großen Welt und Oldenburg beherrschte sich viel zu sehr, als daß sie den Ton achtungsvoller Höflichkeit nicht vollkommen hätten treffen sollen.

An Stoff zur Unterhaltung konnte es in diesem Kreise nicht fehlen, zumal in diesen aufgeregten Tagen, wo eine fieberhafte Unruhe in den Geistern Aller wühlte, weil auf Allen der Schatten, welchen die großen Ereignisse immer vor sich herwerfen, gleicherweise drückte. Franz war kein Politiker im eigentlichen

Sinne. Seine Neigung für die Künste, welche im Anfang seine Kräfte zu zersplittern drohte, und dann das Studium seiner herrlichen Wissenschaft, in welchem er zuletzt die Ruhe und Befriedigung fand, die seiner harmonischen Seele Bedürfniß war, hatten ihm für die Politik wenig Zeit gelassen; aber er war in jeder Beziehung freisinnig, wie es alle guten Köpfe sind, und überdies hatte ihm sein Beruf vielfach Gelegenheit gegeben, die Bedürfnisse des Volks an der Quelle kennen zu lernen, und ihm so die tiefe Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse eingeflößt. Daß diese letztere ohne vorhergegangene Umwälzung der politischen nicht wohl bewerkstelligt werden könne, war ihm, der den Blick mehr auf das Einzelne gerichtet hatte, nicht ebenso klar geworden. „Ich bin im Herzen Republikaner," pflegte er zu sagen; „aber ich trage kein Verlangen darnach, die Republik proclamirt zu sehen, weil ich nicht glaube, daß uns das eben wesentlich weiter bringen wird, so lange wir das Uebel nicht bei der Wurzel erfassen. Des Uebels Wurzel sehe ich aber in dem dumpfen Pfaffenglauben welcher die Natur auf den Kopf stellt und die Menschen statt zu freien Bürgern dieser Erde zu Heloten einer supernaturalistischen Welt erzieht, und anstatt

die Solidarität der Interessen aller Menschen zu proclamiren, — eine These, welche die Vernunft begreifen und die Thatkraft üben kann, — dunkel von einer allgemeinen Bruderliebe lallt, gegen die sich, in dem Sinne wenigstens, wie man sie geist- und sinnlos von tausend Kanzeln und Kathedern predigt, jedes gesunde Gefühl sträubt.“

Franz sprach seine Ansichten auch heute Abend gegen Oldenburg aus, aber er fand in diesem einen entschiedenen Gegner.

„Ich glaube Herr Doctor,“ sagte er, „daß Sie dabei die Wirkung, welche ein nach den Principien der Vernunft geordnetes öffentliches Wesen — res publica, meine Damen, nannten es die Römer, und weil diese Bezeichnung die Sache am besten deckt, kommen die modernen Völker, welche aus dem geheimen Wesen, oder vielmehr der geheimen Verwesung des Polizeistaates ein freies und fröhliches Leben machen wollen, immer wieder auf dieselbe zurück — ich glaube, sage ich, daß Sie den Unterschied zwischen einer vernunftgemäßen und einer unvernünftigen Staatsform doch zu gering anschlagen. Abgesehen davon, daß die persönliche und, so zu sagen, materielle Freiheit die freie Bewegung auf den geistigen Gebieten nothwendig im Gefolge hat, so wird auch ganz

gewiß die verderbliche Wirkung vernunftwidriger Religionslehren in einer Republik viel geringer sein, als in einem absoluten Staate, gerade so wie schädliche Dünste, die in einem geschlossenen Raume vielleicht tödtlich sind, in der freien Luft ohne Gefahr eingeathmet werden können. Und dazu kommt noch dies: in einem Staate, der despotisch regiert wird, ist es nur zu gewiß, daß die weltliche Tyrannei mit der geistlichen ein Schutz- und Trutzbündniß eingeht, was in einem freien Staate, wo die Gewalt in Aller Händen ruht, nicht wohl möglich ist. Das Muckerthum in England zum Beispiel (obgleich ich England keineswegs als einen freien Staat im höchsten Sinne des Worts ansehe) flüchtet sich in einsame Fabrikdistricte oder bildet in den Städten obscure Conventikel, um die sich schließlich Niemand kümmert; bei uns ist es eine Macht, deren furchtbare Wirkung wir Alle gefühlt haben, ein Gift, daß sich in allen Adern des Staatskörpers verbreitet und jede gesunde Kraft paralysirt. Um es mit einem Worte zu sagen: in einem freien Staate kann der Einzelne noch so krank sein, aber das gemeine Wesen ist und bleibt deshalb doch ein Gemeinwohl; in dem Polizeistaate giebt es wohl gesunde Private, aber das gemeine Wesen ist nur eine große allgemeine Krankheit. Ich möchte, Sie hätten

die Verhandlungen mit angehört, die ich während des Winters auf meinem Malepartus mit Berger über die schwere Noth einer Zeit geführt habe, die beinahe nur noch problematische Naturen hervorbringt."

„Wo ist der Professor?" fragte Bemperlein; „ich hatte der Frau Doctor Hoffnung gemacht, den alten Freund ihres Vaters heute Abend hier zu sehen."

„Ich weiß nicht, wo er steckt," erwiderte Melitta; „wissen Sie es nicht, Oldenburg?"

„Nein; ich habe ihn auf der Volksversammlung unter den Buden von meinem Arme verloren und konnte ihn im Gedränge nicht wieder finden. Ich glaube indessen sicher, daß er noch kommt."

„Problematische Naturen," sagte Franz, der in Gedanken verloren, den letzten Theil des Gespräches überhört hatte; „wissen Sie, Herr Baron, daß ich diesen Göthe'schen Ausdruck, als ich ihn — in diesem Sommer war es — zum ersten Male vernahm, in Verbindung mit Ihrem Namen hörte, und zwar aus dem Munde eines Mannes, der mir sehr theuer gewesen ist und an dem auch Sie, so viel ich weiß, großen Antheil genommen haben? — Sie brauchen nicht ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln, Bemperlein, ich weiß, daß Sie sich, ganz gegen Ihre sonstige fromme Denkungsart, in einen

höchst unfrommen Haß gegen Oswald Stein hineingeredet haben, und ich erwähne unsers gewesenen Freundes hier auch nur, weil er mir, ebenso wie sein Lehrer Berger, immer als ein Typus der problematischen Naturen erschienen ist."

Da Franz von dem Verhältniß Oswald's zu Meitta, zu Oldenburg und zu Bemperlein auch nicht die mindeste Ahnung hatte, so entging ihm natürlich die Röthe, welche so plötzlich in Melitta's Wangen aufflammte, daß sie sich, dieselbe zu verbergen, tief auf ihre Arbeit beugte; und die Heftigkeit, mit welcher Bemperlein sagte: „Ich dächte Franz, dieser Mensch wäre einer Erwähnung gar nicht werth;" reizte ihn nur zum Widerspruch.

„Denken Sie das auch, Herr Baron?" sagte er, sich zu Oldenburg wendend; „sollten Sie auch einen Menschen schonungslos verdammen, dessen größtes Unglück es vielleicht ist, in dieser Zeit geboren zu sein?"

„Nein!" sagte Oldenburg ruhig und ernst; „ich habe das alte Wort, daß wir nicht richten sollen, um nicht selbst gerichtet zu werden, nicht vergessen. Ich habe stets die herrlichen Gaben, mit welcher die Natur jenen Mann verschwenderisch ausgestattet hat, aufrichtig bewundert und es stets lebhaft bedauert,

wie ich es denn noch bis zu diesem Augenblick thue, daß ein so reicher Geist, wie ein allzu üppig emporgeschossener Baum, nur taube Blüthen tragen sollte, von denen keine sich zur Frucht entwickelt."

Während Oldenburg so sprach, hatten seine Augen fest auf Melitta geruht, die jetzt ihr Antlitz wieder erhoben hatte und ihn ihrerseits so prüfend anblickte, als wollte sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen. Franz interessirte sich für Oswald noch immer zu sehr, als daß ihn Oldenburg's Worte nicht innig hätten erfreuen sollen. Er erwiderte deshalb in seiner lebhaften herzlichen Weise:

„Ich war überzeugt, daß Sie so über Herrn Stein urtheilen würden. Weiß ich doch aus Stein's eigenem Munde manche Aeußerungen von Ihnen, die mir bewiesen, ein wie tiefes Verständniß Sie für seinen Seelenzustand hatten, und zeigte mir doch Ihre Intimität mit Berger, daß Sie ein Arzt sind für die Kranken, nicht aber für die Gesunden, Bemperlein, die bekanntlich keines Arztes bedürfen. Berger und Stein sind zwei Naturen, die sich in Anlagen, Temperament und Charakter in überraschender Weise gleichen. Wie hätten sie, die sich an Jahren so verschieden sind, auch sonst so schnell so innige Freundschaft schließen können — eine Freundschaft, die fürchte ich, mehr

als Alles dazu beigetragen hat, in Stein die ausschweifenden Ideen zu nähren und zu befestigen, die ihn über kurz oder lang zum Wahnsinn oder Selbstmord führen müssen."

„Aber Sie sehen doch, Franz," sagte Bemperlein, der in Beziehung auf Oswald immer ganz besonders hartnäckig war, „daß Berger den Alp seiner Krankheit, die jedenfalls mehr physische als psychische Ursachen hatte, glücklich von sich abgeschüttelt und dadurch allein bewiesen hat, daß in ihm eine ganz andere Kraft steckt, wie in Stein."

„Den Tag nicht preise, bevor der Abend kommt!" erwiderte Franz, „ich wünsche natürlich so lebhaft, wie Jeder von Ihnen, daß der Professor vollständig genesen sei, aber ich kann als Arzt nicht anders sagen, als daß ich einen Rückfall für keineswegs unmöglich halte, und wenn ich nicht sehr irre, Bemperlein, so erwähnten Sie noch gestern Abend, daß mein verstorbener Schwiegervater sich genau so über seinen Zustand ausgesprochen habe."

„Aber das wäre ja entsetzlich!" sagte Melitta.

„Ich behaupte nicht, gnädige Frau, daß es so kommen wird, ich sage nur, daß es so kommen kann, und sage es nicht ohne Absicht. Ich bin nämlich der Meinung, Herr Baron, daß die mit Revolutions=

stoff geschwängerte Atmosphäre der Residenz im höchsten Grade schädlich für einen so exaltirten, und vor allen in politischen Dingen so ausschweifenden Geist, wie Berger ist, und daß Sie, glaube ich, wohl thun würden, wenn Sie ihn bewegen könnten, in den ruhigen Hafen von Grünwald zurückzukehren, bevor der Sturm hier in seiner Vollgewalt hereinbricht."

„Haben Sie an Berger in der letzten Zeit etwas Besonderes bemerkt?" fragte Melitta, zu Oldenburg gewandt.

„Ja," sagte dieser nach einigem Bedenken, „ich kann es nicht leugnen, daß mir seit einigen Wochen sein Wesen viel aufgeregter vorgekommen ist. Seit der Februarrevolution, an der wir, wie Ihnen bekannt sein wird, thätigen Antheil genommen haben, scheint eine fieberhafte Ungeduld in ihm zu wühlen, die mich oft an die Unruhe eines Löwen erinnert hat, der grollend hinter seinem Käfiggitter rastlos auf- und abgeht. Die Minuten werden ihm zu Stunden, die Tage zu Wochen. Vergeblich, daß ich ihn daran erinnere, die Geschichte der Ideen zähle nach Jahrtausenden. „Ich habe keine Zeit" ist seine stete Antwort; „wenn Sie, wie ich, vierzig Jahre durch die Wüste gewandert wären, würden Sie die Sehnsucht des müden Pilgers, nur einmal die Luft des gelobten

Landes der Freiheit zu athmen, begreifen. Dieses Zaudern und Zagen, dieses Schwanken und Wanken wird mich noch zur Verzweiflung bringen." — Aber meine Herren, was ist das?"

Alles lauschte. Von ferne her kam, das Rasseln der Wagen übertönend, ein gleichförmig zitternder dumpfer und doch starker Ton.

„Es ist der Generalmarsch," sagte Oldenburg und seine Wangen rötheten sich; „ich kenne den Klang, gerade so schallte er am Abend des dreiundzwanzigsten Februar den Boulevard des Capucines herauf."

Oldenburg hatte diese Worte kaum gesprochen, und die Gesellschaft erhob sich eben, um an die Fenster zu treten, als die Thür heftig aufgerissen wurde, und ein Mann in das Zimmer stürzte, in dem man kaum noch Berger wieder erkennen konnte. Sein langes graues Haar hing in wahnsinnigen Streifen um sein Haupt; Gesicht und Bart waren mit Blut besudelt, das aus einer Wunde auf der Stirn zu kommen schien; sein Rock war hier und da zerfetzt, als wenn scharfe Instrumente hineingeschnitten oder gestochen hätten. Seine Augen glühten, seine Athem keuchte, als er jetzt, dicht an den Tisch herantretend und die Gesellschaft anstarrend mit heisern Tönen rief:

„Auf! auf! Ihr sitzt und schwatzt, während draußen Eure Brüder und Schwestern gemordet werden! Auf! auf! mit diesen unsern bloßen Händen wollen wir ihre Bajonette auseinanderschlagen u nd die Henkersknechte erwürgen.“

„Er wird ohnmächtig,“ rief Franz, indem er Berger, der schon während er sprach, wie ein Trunkener geschwankt hatte und jetzt zusammenbrach, in den Armen auffing.

Die Männer sprangen hinzu und trugen den Ohnmächtigen auf das Sopha.

„Etwas Eau de Cologne, gnädige Frau,“ sagte Franz; „danke; ängstigen Sie sich nicht, es hat diesmal noch nichts zu sagen, aber ich fürchte für die Zukunft.“

Die Gesellschaft umstand den Kranken, dessen Athemzüge ruhiger wurden, in dem Maaße, als draußen der Generalmarsch in der Ferne verhallte.

Fünftes Kapitel.

Während die kleine Gesellschaft in den Zimmern der Frau von Berkow in der Beletage so plötzlich und so fürchterlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurde, saß auf einem Zimmer in der dritten Etage eine junge Dame, die vor einigen Stunden mit ihrem Gatten (dafür nahm man wenigstens den jungen Mann, der sie begleitete) in dem Hause angekommen war. Da auf den Reiseeffecten „Paris" stand und der Herr mit der Dame französisch gesprochen hatte, so nahm man im Hause an, daß es Franzosen seien, um so mehr, als das Hotel gerade von Franzosen sehr stark frequentirt wurde. Frau Hauptmann Schwarz, die Besitzerin des Hotels hatte selbst die Fremden auf ihr Zimmer geführt und da die junge Dame angegriffen und leidend aussah, theilnehmend gefragt, ob sie etwas für Madame thun könne? Der junge Mann (die Dame öffnete nicht einmal den Mund) hatte gebeten, Thee zu besorgen und im Uebrigen alle Dienst-

leistungen abgelehnt. Bald darauf war der junge Mann ausgegangen.

Er war kaum fünf Minuten fort, als eine Droschke, die seit dem Augenblick, wo die Fremden gekommen waren, ein paar Schritte die Straße weiter hinauf gehalten hatte, vor dem Hause vorfuhr. Ein junger Mann stieg aus und fragte den Portier, ob ein Herr und eine Dame, die vor einer Viertelstunde etwa von Paris gekommen sein müßten, zu Hause seien? Als der Portier antwortete, daß der Herr so eben mit dem Bemerken, er werde in einer Stunde etwa wieder kommen, das Haus verlassen habe, Madame aber, so viel er wisse, sich auf ihrem Zimmer befinde, bat der junge Mann, ihn unverzüglich zu ihr zu führen. Der Portier — ein gewiegter Praktikus — sah, daß der junge Mann, der übrigens offenbar den höheren Ständen angehörte, sehr aufgeregt war, und da ihm neun Uhr Abends nicht die ganz geeignete Zeit schien, eine Dame, die noch dazu allein auf ihrem Zimmer war, in einem ehrbaren Hotel garni aufzusuchen, sagte er, er glaube nicht, daß die Dame noch zu sprechen sei; ob der Herr nicht lieber morgen früh wiederkommen wolle?

„Ich habe es sehr eilig,“ sagte der junge Mann; „ich — ich muß die Dame in — in Familienangelegen-

heiten sprechen. Wollen Sie nicht einmal nachfragen, ob sie nicht noch Besuch empfängt, und ihr —" er besann sich einen Augenblick — „und ihr diese Karte bringen."

Bei diesen Worten nahm er ein kleines Etui aus der Tasche und gab dem Portier eine Karte. Auf der Karte stand: Adolf von Breesen.

Die Hand des jungen Mannes zitterte so sehr, als er die Karte hinreichte und sein Gesicht war so blaß und verstört, daß der Portier mehr wie je überzeugt war, die Sache sei nicht richtig und die Zusammenkunft des Herrn von Breesen mit der französischen Dame könne nur auf Kosten des ausgegangenen Herrn stattfinden.

„Was will ich denn?" sagte er, „da hängt ja der Schlüssel; sie sind alle Beide ausgegangen."

Der junge Mann hielt das Etui noch in der Hand.

„Ich bin überzeugt," sagte er, indem er ein Goldstück aus dem Etui nahm und es dem Portier in die Hand drückte, „daß die Dame zu Hause ist und daß sie mich empfangen wird, wenn Sie ihr die Karte bringen."

Der Portier war ein ehrlicher Mann, aber er hatte eine zahlreiche Familie und mußte morgen das Schulgeld für die beiden ältesten Kinder bezahlen.

„Drei Treppen, die zweite Thür auf dem Corridor links,“ sagte er mürrisch.

Der junge Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf und klopfte an die bezeichnete Thür.

„Entrez!“ antwortete eine leise Stimme.

Die junge Dame war, nachdem ihr Begleiter sie verlassen — er hatte nach der langen Fahrt das Bedürfniß gefühlt, noch ein Stündchen in den Straßen umherzuwandern — unbeweglich in der Sophaecke sitzen geblieben, den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere schlaff an ihrer Seite herabhing. Der Schein der Lichter auf dem Tische vor ihr fiel hell in ihr Gesicht. Es mochte ein gar reizendes Gesicht sein, wenn es, wie es wohl konnte, von Uebermuth und Lebenslust strahlte; aber jetzt war es blaß und die Züge waren zu unschönen Linien verzerrt. Die großen grauen Augen starrten auf den Fußboden; die schönen Brauen waren düster zusammengezogen und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Mechanisch sagte sie: „entrez!“ als der Kellner klopfte, um den Thee zu bringen; sie blickte nicht einmal empor, während er die Sachen auf dem Tisch ordnete, und er mußte seine Frage: ob Madame noch etwas zu befeh-

len habe? zweimal wiederholen, bevor sie mit einem kurzen „Nein!“ antwortete, ja sie hatte, sobald er die Thür hinter sich geschlossen, vergessen, daß er da gewesen war, und sagte, als es unmittelbar darauf wiederum klopfte, ebenso mechanisch, wie das erste Mal: „entrez!“ . . .

„Emilie!“

Die junge Dame fuhr mit einem Schrei in die Höhe und starrte den jungen Mann, der vor ihr stand, mit weitgeöffneten Augen an, als ob sie jäh aus tiefem Schlaf erwache und nicht wisse, ob das, was sie da vor sich sah, ein Traumbild sei oder Wirklichkeit.

„Emilie!“ wiederholte der junge Mann und breitete seine Arme aus.

„Adolf!“ rief sie, sich an seine Brust werfend, „Adolf!“

Die Geschwister hielten sich umschlungen, wie sie sich in den Tagen ihrer Kindheit umschlungen hatten, wenn der Bruder aus den Ferien nach Hause kam und die Schwester ihm schon bis an die Grenze des Parks entgegengegangen war.

Aber die Tage der Kindheit und Unschuld waren lange dahin. Emilie riß sich aus den Armen des Bruders los, und rief, die Hände, wie um ihn abzuwehren, von sich streckend:

„Wo kommst Du her? was willst Du hier?

„Kannst Du das fragen, Emilie?“ erwiderte er traurig; „was ich hier will? Dich! woher ich komme? von Paris, wo ich nach monatelangem Suchen Deine Spur fand, in dem Augenblicke, als Du abreistest, und von wo ich Dir von Stadt zu Stadt, von Gasthof zu Gasthof gefolgt bin, ohne daß es mir einmal gelungen wäre, Dich allein zu finden. — Nicht, als ob ich mich vor ihm fürchtete!“ sagte der junge Mann, indem er sich unwillkürlich stolz zu seiner vollen Höhe aufrichtete, „aber ich wollte freundlich und gut mit Dir sprechen und ich wußte, daß mir das in seiner Gegenwart nicht möglich sein würde.“

Adolf von Breesen näherte sich seiner Schwester und wollte ihre Hand ergreifen; sie wich von ihm zurück.

„Was willst Du von mir?“ murmelte sie.

„Emilie“, sagte er traurig, „ist das die Liebe, die Du mich so oft versichert hast? Emilie! Kind! besinne Dich! was soll ich anders wollen, als Dich aus diesem unwürdigen Verhältniß befreien, das Dir schon längst zur Qual geworden ist. O, sage nicht nein! ich sehe es ja an Deinen Augen, an Deinem blassen Gesicht, daß Du tief unglücklich bist! Emilie, Schwester, liebe, liebe Schwester, folge mir!

Bei unserm alten Vater, der aus Gram um Dich vergeht, bei dem Andenken an unsere selige Mutter, bei allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, folge mir!"

Emilie hatte sich schluchzend und ihr Gesicht in den Händen verbergend in die Sophaecke geworfen. Adolf kniete vor ihr nieder. Er nahm ihre Hände in die seinen, er küßte ihr Stirn und Haar und Augen; er sprach zu ihr in beredten Worten, wie sie auch einfache Menschen finden, wenn ihr Herz von treuer Liebe voll ist. Er sagte ihr, daß er nicht daran denke, sie zu ihrem Gatten zurückzuführen, den er selbst niemals habe leiden können, den sie gegen seinen Willen geheirathet habe; daß sie niemals in ihre Heimat zurück kehren solle, wenn sie es nicht wünsche, daß er mit ihr nach Italien gehen, daß er sie nie verlassen wolle. Er schlug alle Saiten in ihrer Seele an, von denen er wußte, von denen er hoffte, daß sie ihm antworten würden. Aber es war lange Zeit vergeblich.

„Ich kann ihn nicht verlassen," war Alles, was sie unter Schluchzen und Thränen immer wiederholte.

„Aber um Gotteswillen, Emilie," rief der junge Mann; „ist es denn möglich, daß eine Thorheit so

lange währt? ist es denn möglich, daß Du diesen Menschen noch immer liebst?“

„Ja, ja, ich liebe ihn; liebe ihn mehr, wie ich ihn je geliebt habe;“ schluchzte sie.

Adolf sprang auf und ging ein paar Mal mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder an Emilie heran, und sagte:

„Ich will es glauben, weil Du es sagst; aber Emilie, bei Deiner Ehre — denn Deine Ehre ist es, die auf dem Spiel steht — beantworte mir diese Frage: bist Du ebenso auch noch von seiner Liebe überzeugt?“

Ein heftigeres Weinen war Emilien's Antwort, und in dem Weinen schüttelte sie mit dem Kopfe.

„O, mein Gott,“ sagte Adolf bitter, „bist Du so tief gesunken, daß Du einem Manne folgst, der Dich nicht liebt? dem Du zur Last bist? der viel darum gäbe, wenn er Dich nur wieder los wäre? ist das meine stolze Schwester? so will ich denn mein Wappen zerbrechen nnd vor jedem Lump auf der Straße die Augen niederschlagen und wenn mich Jemand einen Buben schimpft, thun, als hätte ich es nicht gehört.“

Der junge Mann schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, und Thränen des Zorns und der Scham drangen aus seinen Augen.

Emilie sprang von dem Sopha auf.

„Komm!“ sagte sie hastig, „komm! Du hast recht! ich bin ihm zur Last! er wird froh sein, wenn er mich los ist, komm!“

„Gott sei gelobt!“ rief Adolf.

„Sogleich wollen wir fort!“ sagte Emilie, mit der Leidenschaftlichkeit ihres Wesens den Entschluß der letzten Secunde verfolgend; „ich will ihn nicht wiedersehen. Ich will ihm schreiben“ —

„Ja, ja!“ sagte Adolf; „hier ist ein Blatt aus meinem Portefeuille, Tinte und Feder ist hier; — schreib ihm, aber nur wenige Worte!“

Emilie setzte sich an den Tisch, aber sie hatte kaum ein paar Buchstaben geschrieben, als sie von neuem in Thränen ausbrach.

„O Gott, o Gott!“ sagte sie, die Feder sinken lassend, „ich kann es nicht.“

„Gieb mir!“ sagte Adolf, ihr die Feder aus der Hand nehmend; „ich will es thun. Binde unterdessen Deinen Mantel um; ich bin gleich fertig.“

Während Emilie sich den Mantel umband, schrieb Adolf mit fliegender Feder ein paar Zeilen. Er war nicht eben gewandt in solchen Dingen, aber in diesem Augenblicke kamen ihm die Ausdrücke wie von selbst.

„Bist Du bereit?“

„Ja.“

Sie gingen die Treppe hinunter. Es begegnete ihnen Niemand.

Adolf gab dem Portier den Schlüssel zum Zimmer.

„Sagen Sie dem Herrn, wenn er nach Hause kommt, Madame sei ausgegangen und würde wohl so bald nicht wieder kommen.“

Adolf hatte Emilie in die Droschke gehoben.

Die Droschke fuhr in ungewöhnlicher Eile davon.

„Hm!“ murmelte der Portier, indem er den Schlüssel Nr. 36 zu den andern an das Brett hing; „ich dacht's mir gleich, daß es so kommen würde. Nun ich kann die Leute nicht halten, wenn sie partout davon wollen.“

Sechstes Kapitel.

In der Williamsstraße, dem eigentlichen Faubourg St. Germain der Residenz, war kurz vor Neujahr durch den Hausmeister des Fürsten Waldernberg eines der größten und schönsten Hotels, dessen Besitzer vor einiger Zeit gestorben war, gekauft worden. Der Fürst selbst, der bald darauf von Grünwald eintraf, hatte die innere Einrichtung überwacht und trotz der verschwenderischen Pracht, mit welcher sie ausgeführt wurde, so gefördert, daß er schon Ende Januar mit seiner zahlreichen Dienerschaft und seinem Marstall aus dem Hotel in der Bärenstraße, wo er bis dahin residirt hatte, in die neue Wohnung übersiedeln konnte. Er bezog den einen Flügel des Erdgeschosses. Der andere Theil blieb vorläufig leer, da der Fürst in der Einrichtung desselben dem Geschmack und den Wünschen seiner Braut (die nebst ihrer Mutter Anfang Februar von Grünwald erwartet wurde) nicht vorgreifen wollte. Mit desto größerem

Eifer ließ er an der Ausstattung der Beletage arbeiten, deren prachtvolle Räume für die Fürstin Mutter, die den übrigen Theil des Winters in der Residenz zuzubringen gedachte, so wie zur Aufnahme der erwarteten Gäste bestimmt waren.

Der Fürst hatte die Freude, auch diese Arbeiten vollendet zu sehen, als er am 1. März die Residenz verließ, um seine Mutter von Stettin abzuholen, wo das Dampfschiff, welches sie von Petersburg nach Deutschland brachte, am nächsten Tage ankommen mußte. Zu gleicher Zeit waren durch seinen Hausmeister für seinen Vater, den Grafen Malitzewsky, der von München aus seine bevorstehende Ankunft telegraphirt hatte, in dem Hotel de Russie unter den Akazien eine Reihe von Zimmern gemiethet worden.

. . . .

Es war an demselben Abend, an welchem in dem Hotel Garni der langen Straße die oben geschilderten Scenen stattfanden.

In einem der prachtvollen Zimmer des Hotel Waldernberg, in einem weichgepolsterten Lehnstuhl, der nahe an den Kamin gerückt war, in welchem ein lustiges Feuer brannte, saß die Fürstin Letbus. Dicht neben ihr, die hohe Gestalt zu ihr herabgebeugt, wie um der Mutter selbst die Anstrengung des lauteren

Sprechens zu ersparen, stand der Fürst. Wie jetzt das Feuer im Kamin noch heller aufflammte und die beiden Gestalten grell beleuchtete, wäre die Gruppe mit dem Hintergrunde des im Schmuck mächtiger Spiegel und kostbarer Gemälde prangenden Gemaches ein herrlicher Vorwurf für den Pinsel eines modernen Rembrandt gewesen. Es war nicht leicht möglich, charakteristischern Typen für hinfällige weibische Schwäche und übermächtige männliche Kraft zu finden, als die Gestalten der Mutter und des Sohnes. Während dieser mit seinen breiten Schultern und langen muskelstarken Armen die Thaten des Herkules verrichten zu können schien, hätte man für jene, wie sie so, innerlichst gebrochen, und trotz der Nähe des Kaminfeuers sich dicht in ihre kostbaren Pelze hüllend dasaß, das Gewicht einer Fliege als zu schwer erachten mögen. Auch in den Gesichtszügen war keine Spur von einer Aehnlichkeit. So schlaff auch der Mund und so welk die Wangen der kaum vierzigjährigen Frau waren, und so schmal auch die Stirn mit den tiefen Schläfenhöhlen unter dem bereits stark ergrauenden Haar erschien, so sah der Kenner doch, daß dieser Mund, diese Wangen einst von vollendeter Schönheit gewesen, daß dieses Haar in üppigen Wellen diese Stirn eingerahmt haben mußte. Die großen schwarzen Augen

waren noch jetzt schön, wenn sich die Lider, die sie für gewöhnlich halb bedeckten, einmal hoben und eine lebhaftere Empfindung ihnen auf Momente den Glanz zurückbrachte, der in früheren Zeiten nur zu verschwenderisch und verlockend geleuchtet hatte. Zu dieser zarten schmelzenden Schönheit bildete die niedrige, mit dichtem krausen Haar bedeckte Stirn des Fürsten, mit welcher der massive und trotz aller Energie plumpe Schnitt des übrigen Gesichtes harmonirte, den auffälligsten Gegensatz. — Trotz dieser Grundverschiedenheit ihrer physischen Naturen herrschte zwischen Mutter und Sohn eine zärtliche Liebe, die bei jener an Schwärmerei grenzte und bei diesem das einzige Gefühl war, das dem unbändigen Stolze, der herrschenden Leidenschaft seines energischen, aber beschränkten Geistes einigermaßen das Gegengewicht hielt.

„Adieu, liebe Mama," sagte der Fürst, indem er sich noch tiefer herabbeugte und die welke Hand der Mutter an seine Lippen führte, „es ist Zeit, daß ich gehe, wenn ich die Ankunft des Zuges nicht versäumen will."

„Adieu, mein lieber Sohn," erwiderte die Fürstin; „heiße Deine Braut in meinem Namen willkommen. Sage ihr, daß ihr meine Mutterarme geöffnet sind.

Hat der Graf zugesagt, sich an dem Empfange der Damen zu betheiligen?"

„Ja, liebe Mama."

„Nun denn, mein lieber Sohn, gehe mit Gott, der Deinen Ausgang und Deinen Eingang segnen möge!"

Sie hauchte einen Kuß auf die Stirn des Fürsten, der sich erhob und über die dicken Teppiche des Fußbodens geräuschlos zur Thür hinausschritt.

Die Fürstin blieb, nachdem der Sohn sie verlassen hatte, in dem Lehnstuhl zusammengekauert sitzen. Es konnten keine tröstlichen Gedanken sein, die in diesem Augenblicke durch ihr Hirn zogen, denn der Ausdruck ihres Gesichtes wurde immer düsterer und düsterer und immer starrer blickten die schwarzen Augen in die Flamme des Kamins, so daß sie in dem Wiederschein des Feuers aus dem blassen Gesicht unheimlich funkelten und blitzten. Zuletzt schauderte sie aus dieser Starrheit auf und klingelte mit der silbernen Glocke, die dicht neben ihr auf einem Tischchen stand.

Unmittelbar darauf trat ihre erste Kammerfrau Nadeska herein.

Die Fürstin Letbus theilte mit vielen anderen hochgestellten Personen ein tiefgewurzeltes Mistrauen gegen alle Personen ihrer Umgebung. Nur Nadeska

schien davon ausgenommen. Sie war eine Leibeigene, die mit der Fürstin zusammen aufgewachsen war, und sich durch ihre feine Schmiegsamkeit und vor allem durch ihre vollendete Gewandheit in Durchführung von Intriguen aller Art der Herrin unentbehrlich gemacht hatte. Die Fürstin hatte in ihrer keineswegs makellosen Jugend einer solchen Person bedurft, und später, als sie, krank an Seele und Leib, fromm geworden war, nicht gewagt, eine Dienerin aus ihrer unmittelbaren Nähe zu entfernen, die alle ihre Geheimnisse bis in die kleinsten Details kannte. Und dann hatte sich Nadeska stets treu, ja in einigen Fällen im höchsten Grade aufopferungsfähig bewiesen. Nur einmal in einer der bedenklichsten der vielen bedenklichen Situationen, in welche die junge Fürstin ihre bösen Neigungen führten, war Nadeska bei ihr in den Verdacht gerathen, falsches Spiel gespielt zu haben. Aber Nadeska hatte bei allen Heiligen des Kalenders ihre Unschuld beschworen und da keine Beweise gegen sie vorlagen, hatte die Herrin sie endlich wieder zu Gnaden angenommen.

„Was befiehlt meine Fürstin?" sagte Nadeska, mit einer Stimme, durch deren leisen unterwürfigen Klang man dennoch eine gewisse Vertraulichkeit durchhören konnte.

„Laß die Lichter in den Zimmern anzünden, Nadeska, und hörst Du, Nadeska, daß die ganze Dienerschaft sich zum Empfang der Damen in der Hausflur aufstellt. Wen hast Du zu ihrer speciellen Bedienung bestimmt?"

„Ich dachte: Katinka, Mademoiselle Virginie und von den deutschen Mädchen Marie und Luise."

„Es ist gut. Du selbst empfängst die Damen an der Thür und begleitest sie auf ihre Zimmer."

„Hat meine Fürstin sonst nichts zu befehlen?"

„Nein, Nadeska."

Die Kammerfrau verneigte sich und ging nach der Thür. Als sie dieselbe beinahe erreicht hatte, rief die Fürstin sie zurück. Sie trat wieder an den Stuhl.

„Hast Du den Grafen heute Vormittag beobachtet, Nadeska?"

„Ja, meine Fürstin."

„Hast Du nichts besonderes bemerkt?"

„Er schien noch stutzerhafter und geschminkter wie früher."

„Sonst nichts?"

„Nein."

„Nadeska, ich habe eine unbeschreibliche Angst, daß er etwas gegen uns im Schilde führt."

„Sie haben diese Angst stets gehabt, meine Für-

stin, so oft der Graf einen Besuch machte und haben sie jetzt mehr als sonst, weil Sie ganz bestimmt erwarteten, daß er der Einladung des Fürsten nicht folgen würde."

„Ja, sieht es nicht wie ein Hohn aus, daß er kommt? Was will er hier? Aber es ist nicht das allein. Er hat gestern wiederum eine enorme Summe von mir verlangt."

„Die Sie ihm hoffentlich gegeben haben."

„Nein, Nadeska. Meine Geduld ist erschöpft, wie meine Kasse. Michail sagte mir, daß er das Geld nicht schaffen könne."

„Er muß es schaffen. Bedenken Sie, was Alles auf dem Spiele steht!"

„Aber diese Tyrannei ist unerträglich!" rief die Fürstin und die großen schwarzen Augen leuchteten im Widerschein des Feuers wie glühende Kohlen.

Nadeska zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie dagegen thun! Sie wissen, der Graf haßt Sie eben so sehr wie den Fürsten. Wenn er seinem Hasse nicht nachgiebt und das Wort ausspricht, das Mutter und Sohn auf immer trennen würde, so ist es nicht Furcht vor der Schande — wann hätte sich der Graf jemals etwas aus der Schande gemacht! — sondern nur Furcht vor der Armuth, die

er noch mehr haßt. Lassen Sie ihn heute erfahren, daß ihm sein Schweigen nichts mehr einbringt und er wird es morgen brechen."

Die Fürstin wußte, daß ihre Vertraute recht hatte und sie ächzte wie eine Gefolterte, indem sie ihre mageren Hände zusammenpreßte.

„O, Nadeska, Nadeska," wimmerte sie; „warum mußte der Graf in jenem unglückseligen Augenblick kommen! warum mußtest Du Deinen Posten verlassen in dieser einen Stunde, die Alles entschied! Nur fünf Minuten vorher gewarnt und der Graf hätte mich allein gefunden, und wie groß auch sein Verdacht sein mochte, er hätte diesmal wie die andern Male keine Beweise gehabt!"

Nadeska stand seitwärts und etwas hinter der Gebieterin. Sie konnte also ungestraft eine höhnische Fratze ziehen, bevor sie in noch demüthigerem Tone antwortete:

„Verzeihen Sie, Fürstin! dieses Mal war doch auch ohne das ein sehr sprechender Beweis da. Oder glauben Sie, daß der Graf je vergessen hätte, daß die Geburt des Fürsten neun Monate nach der Nacht erfolgte, in welcher er von einem fremden Manne, den er im Zimmer seiner Gemahlin fand, zwanzig Fuß hoch durch das Fenster auf den Schnee geworfen wurde?"

Die Erinnerung an diesen tragikomischen Vorfall verscheuchte für einen Augenblick die Melancholie der Fürstin. Die halb lächerlichen, halb abscheulichen Scenen jener tollen Nacht zogen mit großer Klarheit an ihrem inneren Auge vorüber, und das Bild des Helden derselben, des Mannes aus dem Volke, den die hochgeborene Dame mit ihrer Gunst beehrt hatte, erschien ihr wieder, wie er damals ihrem roh sinnlichen Geschmack erschienen war: ein Ideal übermüthiger Jugend und Manneskraft.

„Ob er wol noch lebt?“ fragte sie, ganz in diese Erinnerung verloren.

„Wer, meine Fürstin?“ fragte Nadeska, die recht gut wußte, an wen die Gebieterin eben jetzt dachte.

Die Fürstin antwortete nicht und Nadeska begann geräuschlos die Lichter in dem Salon anzuzünden. Eine wollüstige Dämmerung verbreitete sich in dem Gemache, die heller und heller wurde, ohne den sanften Charakter zu verlieren, denn sämmtliche Lichter brannten in Kelchen von rosigem Glase. Es war dies das einzige Licht, welches die reizbaren Nerven der Fürstin ertragen konnten; auch am Tage, der für sie übrigens erst spät am Nachmittage anfing, waren die Fenster stets mit rosenrothen Vorhängen geschlossen, Spötter behaupteten; die Fürstin scheue das freche Licht

des Tages nur, weil es für ihren durch eine ausschweifende Jugend und ein frühes Alter verwüsteten Teint allzu ungünstig sei.

Nadeska hatte eben die letzte Kerze angezündet, als die diensthabende Kammerzofe in das Gemach schlüpfte und ihr (keine Meldung kam direct an die Fürstin) etwas in's Ohr flüsterte.

„Was giebts, Nadeska?" fragte die Fürstin.

„Der Graf läßt sich melden," erwiederte die Vertraute.

Die Fürstin schrak zusammen.

„Was kann er wollen?" sagte sie; „er sollte jetzt auf dem Bahnhofe sein!"

„Er wird sich in der Zeit geirrt haben."

„Möglich. Laß ihn kommen, aber bleib im Zimmer."

Auf einen Wink Nadeska's entfernte sich die Kammerzofe, die in demüthiger Haltung an der Thür gewartet hatte. Gleich darauf trat raschen Schrittes ein Herr herein, dessen Erscheinung in einer Komödie sich des lebhaftesten Beifalls der Kenner erfreut haben würde.

Es war ein schlanker, mit ausgesuchter Eleganz gekleideter Mann, der auf den ersten Anblick fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien, aber immer älter wurde, je länger und genauer man ihn ansah,

bis er zuletzt nicht mehr weit von sechzig entfernt sein konnte. Indessen gelangte man nur durch eine sehr scharfe Beobachtung zu diesem Resultat, da die Maske bis in die kleinsten Einzelheiten mit vollendeter Feinheit durchgeführt war. Die schwarzen Haare und Augenbrauen, der volle lockige Bart, die schneeweißen Zähne, die runden Schultern und die vollen Hüften waren ein Triumph der Kunst, und wenn der Kammerdiener auch noch den matten Augen neuen Glanz zu verschaffen, das paralytische Zittern der Hände und die bösen feinen Falten, die wie Schlangen um die Augen herum lagen, wegzubringen gewußt hätte, so wäre Graf Ladislaus Malitzewsky vielleicht für die Frauen (für eine gewisse Klasse wenigstens) noch immer so unwiderstehlich gewesen, wie in den Tagen seiner Jugend, aus denen er nichts behalten hatte, als die rastlose Begierde nach Genuß und eine schamlose Liederlichkeit, die jetzt mit der kalten Berechnung des Alters Hand in Hand ging.

Diese widerwärtige Carricatur eines Jünglings kam auf die Fürstin zu, küßte ihr verbindlich die Hand und sagte, indem er sich in einen der Lehnstühle, die um den Kamin herum standen, sinken ließ:

„Sie wundern sich, Alexandrine, daß ich nicht mit den Andern zugleich erscheine —“

„In der That.“

„Glauben Sie nicht, daß es Mangel an Aufmerksamkeit für die Braut meines Sohnes ist“ — der Fürst sprach dies letztere Wort immer mit ganz besonderer Betonung und niemals, ohne seine falschen weißen Zähne dabei zu zeigen — „im Gegentheil! gerade die zarte Sorge, die ich dem Wohl des jungen Paares widme, treibt mich, ich kann sagen, athemlos hierher. Eine Entdeckung, die ich heute — aber, darf ich bitten Alexandrine, daß sich Ihre Kammerfrau entfernt; — meine Mittheilung erfordert unbedingtes Geheimniß“ — flüsterte der Graf, sich zu seiner Gemahlin herüberbeugend.

„Laß uns allein, Nadeska, aber bleib im Nebenzimmer,“ sagte die Fürstin.

„Alexandrine,“ sagte der Graf, als sich die Kammerfrau entfernt hatte, um in dem Nebenzimmer ihr Ohr an das Schlüsselloch zu legen; „Sie hatten gestern nicht die Güte, meiner, durch hartnäckige Verluste im Spiel erschöpften Kasse mit der geringen Summe, um die ich sie bat, auszuhelfen. Nun, ich hätte das übel nehmen können, zumal in Anbetracht des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem wir zu einander stehen; indessen: ich für meine Person weiß mich einzuschränken und möchte um Alles in der Welt nicht

Ihnen, oder meinem Sohne (hier leuchtete das weiße Gebiß förmlich) beschwerlich fallen. Um so mehr thut es mir leid, daß ich schon wieder Ihre Kasse in Anspruch nehmen muß, diesmal freilich nicht für mich, sondern für Jemand, der allerdings größere Ansprüche machen kann, als ich."

„Ich bin nicht so glücklich, den Sinn Ihrer Worte auch nur zu ahnen," erwiderte die Fürstin sich mit halb geschlossenen Augen in die Kissen ihres Stuhls zurücklehnend.

„Vielleicht," sagte der Fürst, indem er in die Tasche seines Fracks faßte nnd einen Brief herausnahm, den er mit den in weiße Glacéhandschuh gekleideten zitternden Händen auf seinem Knie entfaltete; „wird dieser Brief, der mir vor einer halben Stunde durch einen jungen Menschen überbracht wurde, die gewünschte Aufklärung geben. Erlauben Sie, daß ich Sie mit der Lectüre desselben behellige?"

Der Graf wartete keine Antwort ab, sondern klemmte seine goldene Lorgnette auf die Nase und las, indem er dabei von Zeit zu Zeit über die Gläser weg auf die Fürstin hinüberblickte:

„Hochgeborner Herr Graf! In dem Augenblicke, wo Se. Durchlaucht der Fürst Waldernberg seine junge Braut, Baroneß Helene von Grenwitz, in die

Arme der Fürstin Mutter führt, ist es gewiß wünschenswerth, daß unter allen Mitgliedern der Familie die Harmonie walte, ohne welche auch weniger wichtige Feste leicht einen unerfreulichen Charakter annehmen. Sie selbst, hochgeborner Herr Graf, haben, indem Sie über gewisse Vorgänge, welche in der Nacht vom 21. bis 22. November 1825 im Hotel Letbus in St. Petersburg stattfanden, den Schleier christlicher Liebe und weiser Vergessenheit fallen ließen, ein Beispiel gegeben, dem ich gern folgen würde, wenn die Umstände es mir erlaubten. So aber bleibt mir nur die Alternative, meine Angelegenheit bei Sr. Durchlaucht selbst zu befürworten oder denjenigen, welche Ursache haben, gewisse Dinge vor Sr. Durchlaucht zu verheimlichen, mit derselben beschwerlich zu fallen. Ich erlaube mir deshalb, mich an Se. Excellenz, den Grafen Malitzewsky, als die zur Vermittelung des Geschäfts geeignetste Person, zu wenden, mit dem Ersuchen, mir unverzüglich 50,000 (schreibe funfzigtausend) Rubel bei einem der hiesigen Banqiers anzuweisen, widrigenfalls ich mich eben genöthigt sehen würde, Sr. Durchlaucht selbst in Person meine Aufwartung zu machen.

„In der Zwischenzeit (die ich auf acht Tage de dato bestimmen möchte) verharre ich u. s. w.

Director Caspar Schmenckel aus Wien.

„P. S. Sollten Sie vorziehen, persönlich mit mir zu verhandeln, so bin ich jeden Abend von 7 Uhr an im „Dustern Keller," Gertrudenstraße Nr. 15 zu finden.

D. D."

„Nun, was sagen Sie, Alexandrine?" näselte der Graf, indem er seine Lorgnette von der Nase fallen ließ und den Brief wieder in die Tasche steckte.

„Daß das Ganze ein schlecht erfundenes Märchen von Ihnen ist."

„Comment?" rief der Graf in einem Erstaunen, daß diesmal nicht affectirt war.

„Glauben Sie wirklich, mein Herr," sagte die Fürstin, zitternd vor Wuth und einer heimlichen Furcht, es könne doch etwas Wahres an der Sache sein, „daß ich in eine so plumpe Falle gehen werde? daß ich nicht sehe, wo das Alles hinaus soll? daß Sie auf diese schamlose Erfindung nur deshalb gefallen sind, weil ich Ihrer tollen Verschwendung nicht auch noch den Rest meines Vermögens opfern will?"

„Wahrhaftig, Alexandrine, wer Sie so hörte, sollte glauben, daß Ihr Gewissen so rein wäre, wie meine Handschuhe. Der Zorn macht Sie ja blind, Theuerste! Bemerken Sie doch gütigst, daß in dem Briefe Dinge vorkommen, von denen ich gar keine Ahnung habe,

noch haben kann, z. B. der Name des betreffenden Ehrenmannes. Bekanntlich hatte ich bis jetzt noch nicht die Ehre, zu wissen, wessen Blut in den Adern meines Sohnes fließt." (Hier schimmerte das Gebiß des Grafen in einer erschreckenden Weise.) „Und übrigens haben Sie ja ein unfehlbares Mittel, die Echtheit dieses Briefes zu ermitteln. Lassen Sie sich den Verfasser kommen! er wird sich doch in den zweiundzwanzig Jahren so sehr nicht verändert haben, daß Sie ihn nicht wieder erkennen sollten."

„Sie denken, ich werde das nicht thun? Sie irren sich. Ich bestehe darauf, daß Sie mir diesen Popanz, mit dem Sie mich einzuschüchtern versuchen, vorführen. Geben Sie mir den Brief!"

„Avec le plus grand plaisir!" erwiderte der Fürst; „hier! Aber, Alexandrine, ich hoffe, daß diese Zusammenkunft in meinem Beisein geschieht, sonst würde ich mich vor Eifersucht nicht zu lassen wissen."

„Teufel!"

„O, mein Engel, nennen Sie so den Mann, dem Sie so viel Dank schuldig sind?"

„Dank schuldig? Ihnen? Ich, die ich Sie aus dem Elend aufgelesen habe!"

„Dafür habe ich Ihnen einen ehrlichen Namen gegeben."

„Ehrlicher Name! Ein Name, der durch jedes schnödeste Laster und jede schändlichste Sünde geschleift" —

„Und doch noch immer gut genug war für die Freundin" —

„Hüten Sie sich!"

„Weshalb? der Himmel ist hoch und der Czar ist weit. Uebrigens haben Sie Recht, zu verlangen, daß auf dieses eine Verhältniß kein übermäßiger Werth gelegt werde. Weiß doch jeder Mann, daß Ihnen in einer gewissen Beziehung jeder Rang und Stand gleich war."

„Das geht zu weit, ich —"

„Beruhigen Sie sich, ma chère! Ich höre so eben einen Wagen vorfahren. Jedenfalls sind es die lieben Unsrigen. Wir müssen Ihnen ein Beispiel ehelicher Liebe und Freundschaft geben." . . . .

. . . .

Es war ungefähr zwei Stunden später. Helene von Grenwitz wanderte, nachdem sie die Kammerfrau verlassen hatte, unruhig in ihrem prachtvollen Zimmer auf und ab. Die Baronin, welche von der Reise sehr angegriffen war, hatte sich bereits in ihr Schlafgemach begeben. Helene konnte nicht schlafen. Ihre Seele war von einer unbestimmten und deshalb um

so fürchterlicheren Angst bedrückt. Sie kam sich inmitten der Herrlichkeit, die sie umgab, vor, wie ein Kind in einem verzauberten Schlosse, wo aus jedem Winkel, in welchen der Schein der Lichter weniger hell fiel, hinter jeder seidenen Gardine, die der Luftzug leise bewegte, ein unsägliches Grauen hervortreten konnte. War das die Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen! Sie konnte den Eindruck, den der Empfang im Salon der Fürstin auf ihr leicht erregliches Gemüth hervorgebracht hatte, nicht wieder los werden. Noch immer fühlte sie die eisig kalten Lippen der Fürstin auf ihrer Stirn; noch immer sah sie das widrig freche Lächeln des Grafen und die finstre Miene des Fürsten . . . Es war ein unheimlicher Geist, der durch dieses Haus ging. Und diesem Geist hatte sie sich ergeben, hatte sie ihre Freiheit, ihre Mädchenträume, ihre Zukunft geopfert. Um was dafür zu gewinnen? hohe Stellung, Reichthum . . . wie wenig begehrenswerth ihr das Alles in diesem Augenblicke vorkam! wie gern sie das Alles hingegeben hätte, eine Ahnung des seligen Glücks zurückzurufen, daß in dem Sommer des vergangenen Jahres ihr Herz erfüllt hatte, wenn sie aus ihrem kühlen Gemach in den goldigen Morgensonnenschein des Parkes hinaustrat und langsam zwischen den Blumen-

beten auf und abwandelnd, bei jeder Wendung um ein dichteres Bosket Oswald zu begegnen hoffte. Wie weit, wie unerreichbar weit lag jetzt dies Alles hinter ihr! weit, wie das Paradies der Kinderjahre, das kein Sehnen und kein Frühling uns zurückbringt! ... Sie war selbst erstaunt, daß ihre Gedanken gerade heute wieder und immer wieder nach Grenwitz zurückwanderten, daß tausend kleine Scenen, die sie vergessen zu haben glaubte, in ihrer Erinnerung erwachten — ein Spaziergang mit Bruno und Oswald durch die Felder, als die Abendsonne tief am Horizont wie ein ungeheurer Feuerball in dem goldstrahlenden Aether hing und über dem reifenden Korn glänzende Lichter wogten, während hoch über ihnen, verloren im tiefen Blau des Himmels, die Lerchen jubelten; ein anderes Mal, als sie am heißen Nachmittage, ermüdet von dem monotonen Summen und Schwirren der Insecten, auf einer Bank in einem kühlen Baumgang des Gartens eingeschlummert war und sie in dem Augenblick erwachte, als ihr Jemand — es war Bruno — einen Kranz von dunkelrothen Rosen aufs Haupt setzte, während wenige Schritte davon entfernt ein Anderer — Oswald war's — hinter einem Baum versteckt lauschte. Und immer waren es Bruno und Oswald, welche die friedlichen Bilder belebten — ely=

sische Gestalten in elysischen Gefilden. Waren doch Beide todt! . . . Helene hatte, als Oswald's Flucht mit Emilie das unerschöpfliche Thema des Gesprächs in Grünwald war, unbeschreiblich gelitten, denn jetzt erst, als sich eine Welt zwischen ihn und sie gelegt, fühlte sie, wie theuer ihr dieser Mann gewesen war. Zwar bemühte sie sich ernstlich, diese Leidenschaft zu bemeistern und sich mit dem Schicksal, daß sie sich doch schließlich selbst bereitet, auszusöhnen; aber nur zu oft ertappte sie sich darauf, daß sie die Persönlichkeit ihres Verlobten mit der Oswald's verglich, um immer wieder zu dem Resultat zu kommen, daß Jenem Alles fehlte, was diesen in ihren Augen so liebenswürdig gemacht hatte: die anmuthig elegante Gestalt und Haltung, die geistvollen und doch so zärtlichen Augen, die tiefe und doch so weiche Stimme, der immer wechselnde und immer interessante Ausdruck des edlen Gesichts . . . Nie hatte sie so lebhaft als an diesem Abend gefühlt, wie stumm ihr Herz ihrem Verlobten gegenüber war. Sie dachte mit Entsetzen daran, daß, als der Generalmarsch auf der Straße geschlagen wurde, von fern her das Brausen und Toben der Volksmenge ertönte und der Fürst aufsprang, um an seinen Posten zu eilen, sie weiter nichts empfunden hatte, als daß dies eine vor-

treffliche Gelegenheit sei, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. . . .

Und immer schwerer wurde dem jungen Mädchen das Herz und immer trüber wurde es vor ihren Augen. Sie kam sich grenzenlos unglücklich vor; sie hatte Mittleid mit sich selbst, daß sie so allein sei, daß Niemand ihren Kummer theile. Aber hatte sie sich denn diese isolirte Stellung nicht selbst bereitet? hatte sie die guten Menschen, die ihr mit offenem Herzen entgegengekommen waren, nicht mit kühler Höflichkeit zurückgewiesen? Wie sehnte sie sich jetzt nach der guten alten Bärin, nach der klugen, herzigen Sophie Robran! Aber war nicht Sophie in der Residenz? konnte sie die Freundin, die sie in der letzten Zeit in Grünwald so vernachlässigt hatte, hier nicht wieder aufsuchen? Helene klammerte sich, während sie ihr schönes Haupt in den seidenen Kissen verbarg, an diesen Gedanken wie an einen Rettungsanker — die stolze Helene, die einsam ihre Bahn wie ein Stern ziehen zu können schien, unbekümmert um das Treiben der Menschlein da unten in den niederen Menschenhütten!

Siebentes Kapitel.

Die Frucht des dreißigjährigen Friedens, während dessen Europa im Schatten der Legitimität von Gottes Gnaden vegetirt hatte, begann in erschreckender Schnelligkeit zu reifen. Daß sie bitter war, darüber verwunderten sich die am meisten, welche von dem Acker, so viel an ihnen lag, Sonne, Wind und Regen abgehalten hatten. Die Aufregung in der Stadt nahm mit jedem Tage zu, und die alten, sonst so bewährten legitimen Mittel, die man in seiner Herzensangst in stärkeren und immer stärkeren Dosen anwandte, schienen diesmal gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Vergebens, daß man Truppen über Truppen in der Stadt ansammelte und Tag und Nacht in den Kasernen zum Gefecht bereit hielt; daß man jeden Volkshaufen mit bewaffneter Hand auseinandertrieb und die frechen Schreier auf alle Weise einzuschüchtern suchte. Jeder Tag brachte neue und immer verhängnißvollere Unruhen; die Ansammlungen des

Volks besonders auf den weiten Plätzen in der Nähe des Schlosses wurden immer bedrohlicher; immer öfter ertönte die aus gellendem Pfeifen und Hurrahrufen eigenthümlich componirte Volksfanfare und immer seltener konnte das durch wochenlangen überstrengen Dienst gegen das Volk erbitterte Militär diesem prickelnden Reizmittel widerstehen. Immer häufiger wurde auf jener Seite von den Pflastersteinen, die man schon hier und da aufzureißen begann, auf dieser von der blanken Waffe Gebrauch gemacht. Bereits war die Zahl der mehr oder weniger schwer Verwundeten, welche in die öffentlichen Hospitäler abgeliefert waren, sehr bedeutend. Besonders verhängnißvoll war der letzte Abend gewesen. Eine Abtheilung Gardeküraßiere hatte, mit verhängten Zügeln und gezogener Waffe daherſprengend, einen Volkshaufen in eine der dem Schlosse benachbarten schmaleren Straßen hineingetrieben, deren Ausgang von der anderen Seite durch ein Piket Dragoner besetzt war, welche Niemanden durchließen. Eine Scene grauenhafter Verwirrung entstand in dieser von beiden Seiten zusammengequetschten Menge, in welche die Reiter, links und rechts Säbelhielbe austheilend, erbarmungslos ihre Pferde hineinzwangen. In das Angstgeheul der Weiber und Kinder, in das Rachegeschrei der Männer

mischten sich die Flüche der Soldaten, aber auch Drohungen und Verwünschungen, die ihnen aus den Fenstern der Häuser von friedlichen Menschen zugerufen wurden, welche erst der Lärm in der Straße von ihrer Arbeit aufgeschreckt hatte. — So verbreitete sich die Bewegung in immer weiteren Kreisen und selbst in den entferntesten Stadttheilen bildeten sich Gruppen auf den Straßen, als man erfuhr, daß auch die wegen ihres Leichtsinns verrufene Kaiserstadt an der Donau eine vollständige Revolution gemacht, daß auch dort das alte System gestürzt und der Vater der völkerberückenden Cabinetspolitik, der Altmeister, durch dessen erbärmliche Künste ein ganzes Menschenalter sich hatte gängeln lassen, aus seiner Herrscherstellung vertrieben sei. Man jauchzte diesen ungeheuren Thaten, die noch einen Monat vorher die Sanguinischsten für unmöglich erklärt haben würden, tausendstimmigen Beifall zu und Einer fragte den Andern: ob man die schändlichen Mißhandlungen einer Kaste dulden solle, wenn es nur eines muthigen Entschlusses bedürfe, um Freiheit und Gleichheit im Staate wieder herzustellen.

Während so nach und nach selbst die Gleichgültigsten in den Strudel der Revolution hineingezogen wurden, saß Einer auf seinem Zimmer, unbekümmert

um Alles, was rings um ihn her vorging, in jener apathischen Regungslosigkeit, die den Unglücklichen befällt, den das Treiben der Welt so gleichgültig läßt, wie sein eigen Wohl und Wehe.

Als Oswald gestern Abend von seinem ziellosen Umherirren in den menschenüberfüllten Straßen nach Hause kam, das Zimmer leer und den Brief von Emilien's Bruder auf dem Tische fand, hatte er so laut aufgelacht, daß eine alte Dame, die schon seit zwölf Jahren die Zimmer nebenan bewohnte, aus ihrem ersten Schlaf aufgeweckt wurde. „Es ist mir ganz gleichgültig," hatte er zu sich gesagt, „was mich wundert, ist, daß sie es nicht schon früher satt gehabt hat." So hatte er sich auf das Sopha geworfen. Er war zu abgespannt und müde, um zu Bett gehen zu können. Aber nach einiger Zeit fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Er war mit Emilien Arm in Arm am Rande eines Abgrunds liebkosend und Liebe flüsternd einherspaziert, plötzlich war sie von seiner Seite in die Tiefe gestürzt, von Fels zu Fels, in schauderhafte Schlünde, aus denen ihr Jammern und Hülferufen bis zu ihm emporbrang. Oswald suchte lange vergeblich das entsetzliche Bild loszuwerden. Es hatte sich allzutief in sein überreiztes Gehirn geprägt. Er hätte gern im Schlaf

Ruhe und Vergessenheit gesucht, aber obgleich er sich noch matter wie vorher fühlte, war doch die Müdigkeit ganz von ihm gewichen. Tausend Gedanken und Bilder jagten sich in regelloser Folge durch seinen Kopf, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diesen tollen Spuk zu bannen. Er konnte nichts, als unthätig dem Treiben der Fiebergeister zusehen. Die Scenen der letzten Tage vermischten sich unaufhörlich mit Bildern aus der frühesten Jugend; und der große Herr, mit dem sie auf der letzten Station in einem Coupé gefahren, verwandelte sich urplötzlich in den alten Ausrufer seiner Vaterstadt, dessen Klingel für die Buben so anziehend gewesen war, wie die Flöte des Rattenfängers von Hameln.

Oswald raffte sich gewaltsam aus diesem Zustand auf. Er zog die Glocke und bat, das Feuer, das ausgegangen war, wieder anzumachen. Dann setzte er sich an das Feuer und dachte an die ersten Abende in Paris, wo er in seiner bescheidenen Wohnung in dem fünften Stock eines Hauses im Quartier Latin mit Emilie am Kamin saß und sie sich gegenseitig gratulirten, endlich einmal „bei sich zu Hause" zu sein. Sie hatten sich über das Bedenkliche ihrer Lage mit Scherzen und Küssen hinwegzuhelfen gesucht und herrliche Pläne für die Zukunft geschmiedet. Aber aus

der goldigen hoffnungsreichen Zukunft war eine graue trostlose Gegenwart geworden; die Scherze waren verstummt und die Küsse waren kälter und kälter geworden. Und dann kamen Abende, wo Oswald verstimmt und mismuthig über vergebliche Wege zu Verlegern, die von seinen Manuscripten „keinen Gebrauch machen konnten," nach Hause kam und Emilie in Thränen fand — in Thränen, von denen er sich sagen mußte, daß er und nur er allein sie verschuldet hatte. Dann kamen jene unseligsten Scenen, wo die Reue über die eigene Thorheit sich hinter Anklagen des Wankelmuthes und der Lieblosigkeit des Anderen verbirgt und in dem Hinüber und Herüber unfreundlicher Worte der Liebe zartes Blümlein mitleidslos zertreten wird. Und doch war es hier immer Emilie gewesen, die, gutmüthig und leichtsinnig, wie sie war, und Oswald in ihrer Weise zärtlich liebend, die Hand zur Versöhnung geboten hatte. „Ich mache Dir keine Vorwürfe," hatte sie dann oft gesagt, „und ich wäre ganz glücklich, wenn ich nur sähe, daß Du es bist. Aber daß Du es nicht bist, durch meine Schuld nicht bist, das preßt mir Thränen aus." . . . Hatte sie die Wahrheit gesprochen? Oswald hatte damals daran gezweifelt — heute sagte ihm eine Stimme, daß es doch so war und daß sie ihn nie verlassen

haben würde, wenn er nicht selbst sie von sich getrieben hätte. Er nahm den Brief, den er auf dem Tische gefunden, und starrte auf das: „Lieber, lieber Oswald" — das von Emiliens zitternder Hand geschrieben und hernach von der andern Hand durchgestrichen war und auf die beiden Flecken auf dem Papier — die Spuren der Thränen, die ihr die Trennung von ihm ausgepreßt hatte. Oswald ließ den Brief in die Flamme fallen und er seufzte tief, als er sah, wie sie gierig das Blatt erfaßte und verzehrte und der Zugwind die schwarze Asche davonführte. So war auch das vorbei, vorbei. . . .

Und wie er, den Kopf in die Hand gestützt, in die verglimmenden Kohlen starrte, fingen die Fiebergeister wieder an, ihre tollen Tänze zu tanzen. Bildschöne Gesichter sahen ihn an mit großen, liebevollen Augen und schnitten dann plötzlich eine häßliche Mohrenfratze; Director Clemens und Professor Snellius kamen gravitätisch einhergeschritten in wichtigem Gespräch, daß sie auf einmal abbrachen, um eine übermüthige Polka zu tanzen; Melitta, Helene und Emilie schwebten rosenbekränzt in einer goldenen Wolke hernieder, die zu einem grauen Regen wurde, in welchem die drei Hexen aus dem Macbeth ihre Schlangenhaare schüttelten. . . . So verging die lange, bange

Nacht. Als die Dämmerung in die Fenster hereingraute, wurden die Fiebergeister blasser und immer blasser. Oswald öffnete das Fenster und ließ den kalten Morgenwind seine heiße Schläfe kühlen. Das erquickte ihn etwas; aber als es auf der Straße anfing, lebhafter zu werden, schloß er das Fenster wieder und ließ die Vorhänge herunter; er mochte von dem Leben, das er so haßte, nichts sehen und nichts hören.

In dem Hotel war Emilien's Flucht nicht eben aufgefallen. Der Einzige, welcher etwas Genaueres von der Sache wußte, der Portier, fühlte im heimlichen Bewußtsein seiner Mitschuld keine Neigung, sich weiter darüber auszusprechen. Man glaubte also, wenn man überhaupt in diesen vielbewegten Tagen Zeit hatte, sich um solche Nebensachen zu bekümmern, daß die Dame nicht, wie man anfänglich gemeint hatte, die Gemalin, sondern die Schwester des Herrn, und der zweite Herr, der sie abgeholt, der Gemal der Dame gewesen sei.

So nahm auch Frau Hauptmann Schwarz an, als sie am Mittag des folgenden Tages sich bei Oswald melden ließ. Frau Hauptmann hatte die Gewohnheit, sich, wenn ihre Gäste eine Nacht unter ihrem Dache geschlafen, persönlich nach ihrem Befinden und etwaigen Wünschen zu erkundigen, und

auf diese Weise eine Art von freundschaftlichem Verhältniß anzubahnen, wie es ihrem alten guten Herzen Bedürfniß war. Zu Oswald ging sie heute Morgen mit doppeltem Interesse. Der junge Mann hatte in dem Blick seiner Augen und dem Ton seiner Sprache ein Etwas gehabt, das sie wunderbar an vergangene Zeiten und an ein Wesen mahnte, das sie sehr geliebt und dessen Verlust sie noch immer nicht verschmerzt hatte. Sodann kam der junge Mann aus Frankreich, dem Lande, aus welchem jene schöne, junge unglückliche Freundin gestammt, und wohin sie sich wahrscheinlich später gewandt hatte. Freilich, sie hatte nie wieder Nachricht von sich gegeben, das arme Mädchen und so war es nicht eben wahrscheinlich, daß sie noch am Leben war; aber das hinderte die Frau Hauptmann nicht, sich jedesmal über die Ankunft eines Franzosen in ihrem Hause ganz besonders zu freuen, weil ihr damit wenigstens die Möglichkeit gegeben schien, etwas über die Verlorne in Erfahrung zu bringen.

Wie erstaunt und betrübt war deshalb die gute Frau, als sie Oswald heute Morgen so bleich und verfallen fand — ein Schatten nur noch des stattlichen jungen Mannes von gestern Abend. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt? Freilich, das mußte eine

recht böse, schlechte Nacht gewesen sein, die einen jungen Mann so herunter bringen konnte. Ob sie nach dem Doctor schicken solle? Nein? aber eine Tasse kräftigen Bouillons mit einem Ei abgerührt? Qu'en dites vous Monsieur? Die gute alte Dame trippelte davon, um den Bouillon selber zu besorgen, den Niemand so gut, wie sie, zu bereiten verstand. Und während sie in der Küche damit beschäftigt war, schüttelte sie einmal über das andere ihr graues Haupt, weil der Monsieur Oswald — so hatte sich der Fremde genannt — so sehr gut deutsch sprach und so recht krank und unglücklich schien und trotzdem der Verlornen nur um so ähnlicher sah. Ihr kamen dabei die Thränen in die Augen, und sie nahm sich vor, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden, nach der Ursache seines Kummers zu fragen.

Mit diesem Vorsatze betrat sie abermals Oswald's Zimmer und fand den jungen Mann in derselben Stellung, wie sie ihn verlassen hatte, auf dem Sopha sitzen, die Arme über der Brust gekreuzt, die matten, schmerzlich starren Augen auf den alten französischen Kupferstich an der Wand gegenüber geheftet, der die an den Felsen gekettete und von dem Drachen bewachte Andromeda darstellt, zu deren Rettung Perseus mit dem Gorgohaupt durch die Lüfte herbeieilt.

Er hatte das Bild heute Morgen in der Dämmerung zuerst bemerkt, und bei dem mangelhaften Licht lange geräthselt, was es wohl darstellen möchte, bis er es endlich, als es heller wurde, herausgebracht hatte. Das Bild war maninirt, wie alle Producte der Zeit, in welcher es entstand. Die Andromeda war ein wenig zu klein gerathen, ein Kind fast im Verhältniß zu dem sehr langen und sehr schlanken Heros, der, eben den Fuß auf den Felsen setzend, zum Schlage gegen das Ungeheuer ausholt, das ihn mit weitgeöffnetem Rachen anschnaubt und mit giftigen Basiliskenaugen anstiert. Dennoch war es nicht ohne Geist in der Conception und nicht ohne Feinheit in der Ausführung. Besonders war das Aufleuchten der Hoffnung in den kindlich schönen Zügen des Mädchens und der heroische Zorn in dem Antlitz des Jünglings vortrefflich wiedergegeben und die Scenerie — ein einsamer Fels in dem grenzenlosen Meere, über dessen Horizont die Morgensonne aufsteigt, deren Strahlen über die Wellen fort bis an den Felsen zittern, — hatte etwas von Claude Lorraine's heiterer Kraft und Großheit. Oswald hatte mit einem Gefühl schmerzlicher Wehmuth das Bild wieder und wieder betrachtet. Der schöne Sinn der alten Mythe, daß kühner Muth den, der ihn besitzt, mit Götterflügeln

über Länder und Meere trägt, daß der Held mit dem Blick seiner Augen schon die Gefahr bändigt und schließlich nur ihm die holde Blume der Liebe und Schönheit auf rauhem Felsen in dem öden, unwirthlichen Meer des Lebens blüht — hatte ihn, den Muthlosen, den Träumer schmerzlich an Alles erinnert, was er Liebes und Schönes im Leben schon besessen hatte, nur, um es nach ach! so kurzer Zeit auf immer wieder zu verlieren.

Auch jetzt, während die Frau Hauptmann sich auf seine Bitte zu ihm gesetzt hatte, und ihn von der Aufregung, die in der Stadt herrsche, von den blutigen Scenen, die gestern Abend gar nicht weit von ihnen, in der Schwesterstraße, vorgefallen wären, von den Volksversammlungen unter den Buden erzählte und über die schlimme Zeit klagte, wo Alles drunter und drüber gehe und man zuletzt nicht mehr wisse, wer Koch und wer Kellner sei, richteten sich seine Augen wiederholt auf das Bild an der Wand. Frau Hauptmanu bemerkte es und sagte:

„Ja! so sah es vor fünfundzwanzig Jahren auch aus. Es gehörte einem Landsmann von Ihnen, einem lieben, braven Herrn, der viele Jahre bei mir gewohnt hat und den ich wie eine Schwester lieb hatte — das Bild ist noch hier, aber er —"

Hier seufzte sie so tief, das Oswald, den das eigene Leid nicht für das Leid Anderer abgestumpft hatte, mitleidig fragte:

„Er ist todt, der Herr, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die alte Dame; „er ist in die Welt hineingezogen, um ein Mädchen, das ich als mein Kind erzogen hatte — ein süßes, herziges Geschöpf, vom Verderben zu retten; aber er ist nicht wieder gekommen und sie ist nicht wieder gekommen und ich beweine ihren Verlust, obgleich jetzt beinahe fünfundzwanzig Jahre darüber verflossen sind. Haben Sie, Monsieur, — ach! es ist eigentlich thöricht, daß ich darnach frage, aber möglich ist ja am Ende Alles auf der Welt — haben Sie je etwas von einer Mademoiselle Marie Montbert und einem Monsieur d'Estein gehört?"

Die alte Dame hatte diese Frage so oft gethan und so oft nur ein kurzes „non, Madame" zur Antwort erhalten, daß sie kaum Oswald's bedauerndes Achselzucken beobachtete und mit Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Ach, ich wußte es wohl; Niemand weiß mir etwas von ihnen zu sagen. Die Welt ist so groß und der Menschen sind so viele; und in dieser großen Welt in dem Menschengetreibe, wie leicht sind da zwei Unglückliche vergessen und verschollen!"

Das Benehmen der alten Frau war bei aller Herzlichkeit so fein und würdig, die tiefliegenden, aber noch immer lebhaften Augen blickten so freundlich und sanft, und ihre Stimme klang so treu und gut, daß Oswald sich wunderbar von ihr angemuthet fühlte und sie mit einer Wärme, die ihm von Herzen kam, bat, ihm etwas Näheres von jenen beiden Personen, deren unglückliches Schicksal sie nach so langer Zeit noch so schmerzlich beklagte, mitzutheilen.

Die Frau Hauptmann strich ihre schwarzseidene Schürze glatt und erzählte in schlichten Worten eine einfache, rührende Geschichte.

Ihr Gemal, eine tapfere, aber überaus wüste und unbändige Natur, hatte sie durch seine Verschwendung schon Jahre vorher, ehe er bei Waterloo durch einen heldenmüthigen Tod die Sünden seines Lebens quitt machte, gezwungen, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Sie hatte in einem Hintergebäude des Hauses, dessen Herrin sie jetzt war, eine geräumige Wohnung inne gehabt, von der sie den größeren Theil an einzelne Herren wieder vermiethete. Sie hatte immer gesucht, mit ihren „Pflegekindern" auf einem freundschaftlichen, zum wenigsten guten Fuß zu stehen. Mit keinem war ihr das so gut gelungen, als mit einem Herrn, Namens d'Estein, dem Abkömmling einer Fa-

milie französischer Réfugié's, der sich sein mühseliges Brot durch Unterrichtgeben in der unvergessenen Sprache seiner Heimath verdiente. Monsieur d'Estein war ein herzensguter, voller Schrullen steckender Hagestolz, der mit der ganzen Welt zerfallen war und mit Jedem, der ihn darum bat, seinen letzten Bissen Brot theilte. Er hatte über Alles seine ganz besonderen Ideen und trug sich fortwährend mit weltumstürzenden Plänen, während er dabei so harmlos wie eine Grille lebte.

Monsieur d'Estein hatte bereits mehre Jahre bei ihr gewohnt und war ihr in dieser Zeit ein lieber treuer Freund geworden, dem sie ohne Bedenken ihre mancherlei Sorgen und Nöthe klagen konnte, als eines Tages Monsieur Montbert, ein französischer Obrist, seinen Verwandten, Monsieur d'Estein, zu besuchen kam. Der Obrist war auf dem Wege nach Rußland — es war im Jahre 1812 — und er hatte ein Töchterchen von acht Jahren bei sich, ein liebliches Geschöpf, das der Obrist vielleicht um so zärtlicher liebte, als es sich nicht des Vorzugs einer legitimen Geburt erfreute und Niemand auf der Welt hatte, der es liebte und beschützte, als den Vater, den die Kriegsstürme stets von einem Ende Europas nach dem andern fegten. Bis jetzt hatte sie der Obrist

auf allen seinen Zügen bei sich gehabt; aber der sonst so tapfere Mann schauderte vor dem Gedanken, sein Kleinod den Gefahren einer Wintercampagne, deren Ausgang er ahnen mochte, preis zu geben, und die eigentliche Veranlassung seines diesmaligen Besuches — schon 1807 war er auf einige Monate in der Residenz gewesen — war Monsieur d'Estein zu bitten, so lange der Feldzug dauere, die Sorge für die kleine Marie zu übernehmen, und wenn er (der Obrist) nicht wiederkehren sollte — da waren die Familienpapiere, da war baar und in Wechseln das Vermögen, das er besaß und — die Freunde sahen sich in die Augen und drückten sich die Hände. Der Obrist küßte sein Töchterchen, versprach ihr, in einem Schlitten mit zwei Rennthieren aus Rußland zurückzukommen, küßte sie noch einmal, rief: Adieu mon cher! adieu ma petite! schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.

Der Obrist Monbert machte sein Versprechen mit dem Rennthierschlitten nicht wahr; sein Töchterchen wartete und wartete auf den Schlitten und auf den Vater, bis sie ein großes Mädchen war, aber Schlitten und Vater kamen nicht.

Marie war ein großes schönes Mädchen geworden, so schön, daß sie in der ganzen Nachbarschaft nur die schöne Marie hieß. Sie war auch ein gutes Mäd-

chen, mit einem Herzen, das sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Leidenden weinen konnte. Ihr einziger Fehler war eine allzu lebhafte Phantasie, ein Hang für das Außerordentliche, Wunderbare — das Erbtheil ihres Vaters, des französischen Reiterobristen, dessen abenteuerlustiger, phantastischer Sinn, wie Monsieur d'Estein behauptete, nah an Wahnsinn gestreift hatte.

Der Frau Hauptmann und Monsier verursachte die Charaktereigenthümlichkeit ihres Pfleglings viel schwere Sorge, besonders Monsieur, dem bei seiner herben, nüchternen Sinnesart alles Phantastische, Irrationelle, ein Gräuel war. „Das Mädchen darf keine Zeit zum Träumen haben," pflegte er zu sagen; „sie muß denken und handeln lernen. Sie darf es nicht anders wissen, als daß sie sich ihr Brod selbst verdienen muß. Sie muß in der prosaischsten Prosa des Lebens ein Gegengewicht gegen ihre bunte Traumwelt haben. In spanischen Schlössern kann kein Mensch wohnen." Nach diesen Maximen entwarf er einen Erziehungsplan für die kleine Marie, dessen Zweckmäßigkeit Frau Hauptmann trotz der unbegrenzten Achtung, die sie vor Monsieur's Verstand und Charakter hatte, niemals recht einleuchten wollte. Marie sollte in den einfachsten Kleidern gehen, wie

die Kinder kleiner Handwerker; sie sollte jede häusliche Arbeit verrichten lernen, und als sie erwachsen war, trieb Monsieur die Consequenz gar so weit, daß er sie zu einer achtbaren Putzhändlerin in die Lehre gab, — man konnte ja nicht wissen, ob ihr das in ihrem späteren Leben nicht noch recht nützlich würde: Frau Hauptmann schüttelte zu dem Allen den Kopf; aber sie söhnte sich auch doch wieder mit Monsieur's Handlungsweise aus, wenn sie bedachte, wie gut er's doch meinte, und besonders, wenn sie sah, wie trefflich das Mädchen dabei gedieh, wie es mit jedem Tage klüger und schöner wurde und in seinem bescheidenen Kattunkleidchen und dem einfachen Strohhütchen feiner und vornehmer aussah wie eine Geheimerathstochter.

Frau Hauptmann war stolz auf das Mädchen; sie selbst hatte nie Kinder gehabt, aber sie meinte, daß sie ein eigen Kind nicht mehr geliebt haben würde. Und war sie denn nicht des Kindes Mutter? hatte sie es nicht in gesunden Tagen gehegt und in kranken gepflegt? und hing es dafür nicht an ihr mit so zärtlicher Liebe, wie nur eine Tochter an ihrer Mutter hängen kann? Frau Hauptmann war ordentlich eifersüchtig auf diese Liebe (sie hatte so wenig Liebe in ihrem Leben erfahren!) und sah es gar nicht so un-

gern, daß Marie zu ihr offenbar mehr Zutrauen und Liebe hatte, als zu ihrem Pflegevater. Aber dieser war seinerseits nicht weniger eifersüchtig; ja es kam Frau Hauptmann manchmal vor, als ob Monsieur noch andere als blos väterliche Empfindungen gegen die schöne Nichte hege und als ob seine Erziehungsmethode, die Marie ganz in den kleinen Kreis der Häuslichkeit bannte, nicht blos durch pädagogische Rücksichten bestimmt sei. Monsieur war um diese Zeit erst vierzig Jahr alt und „Niemand ist noch so arg gefangen worden, als Weise, tretend in der Narrheit Orden.“ Es war dies kaum mehr als der Schatten eines Verdachtes, dem aber die folgenden Ereignisse Körper gaben.

Eines Abends — es war an einem Sonntag — kam Monsieur von dem Spaziergang, den er mit Marie in den Park gemacht hatte, sehr verstimmt nach Hause. Auch Marie schien aufgeregt und hatte die Spur von Thränen in ihren schönen Augen. Sie ging gleich nach dem Abendessen zu Bett, und Frau Hauptmann bat Monsieur nun so lange, zu erzählen, was sich ereignet, bis er ihr endlich willfahrte.

Marie und er waren in traulichen Gesprächen in den schattigen Gängen des Parks auf- und abgewandelt und endlich in eine der Gartenrestaurationen ge-

treten, weil Monsieur dem durstigen Kinde ein Glas Limonade reichen lassen und bei der Gelegenheit selbst ein Gläschen Liqueur trinken wollte. Sie hatten sich kaum an ein Tischchen gesetzt, als zwei Herren, die vorher weiter weg gesessen hatten, sich an dem Tischchen dicht neben ihnen niederließen. Monsieur, der den Herren den Rücken zukehrte, beachtete sie nicht weiter und wurde erst auf sie aufmerksam, als er sah, daß Marie, während er mit ihr sprach, von Zeit zu Zeit einen halb verlegenen, halb neugierigen Blick neben ihm vorbei nach jener Richtung warf. Er wandte sich um, zu sehen, was es gäbe. In demselben Augenblick trat einer der beiden Heeren an sie heran. Es war ein auffallend schöner Mann — Monsieur konnte das trotz all seines Aergers nicht leugnen — eine hohe, echt ritterliche Gestalt, ein herrlicher Kopf, ein edles, wenn auch etwas verwüstetes Gesicht, große, dunkelblaue Augen, die vornehm und freundlich zugleich blickten, als der Herr jetzt den Hut ziehend, in sehr gutem Französisch — Monsieur und Marie hatten, wie gewöhnlich, französisch gesprochen, fragte: ob es ihm und seinem Begleiter vergönnt sei, sich der Gesellschaft von Monsieur und Mademoiselle anschließen? Nun war Monsieur der höflichste Mensch von der Welt, aber (so behauptete er) es habe in dem

Wesen des vornehmen Herrn ein Etwas gelegen, das ihn sofort mit tiefem Widerwillen gegen denselben erfüllte, und er habe deshalb kurz und trocken geantwortet, daß er und Mademoiselle es vorzögen, allein zu bleiben. Es hatte darauf einen kurzen Wortwechsel zwischen ihm und dem Fremden gegeben, der damit endete, daß er (Monsieur) aufstand und (um der Sache ein Ende zu machen) Marie aus dem Garten führte, verfolgt von dem spöttischen Gelächter der beiden Cavaliere. Von diesem Abend an datirte sich eine merkliche Veränderung in Mariens Benehmen. Sie, die sonst so Heitere, Gleichmüthige, ließ das Köpfchen hängen, war bald blaß und bald roth, bald ausgelassen lustig, bald zum Sterben traurig — weder Monsieur noch Frau Hauptmann wußten, was sie daraus machen sollten. Zu allem Unglück wurde Monsieur in dieser Zeit krank, daß er das Zimmer hüten mußte und in Folge dessen die Pflege der Frau Hauptmann mehr wie gewöhnlich in Anspruch nahm, so daß Marie sich vielfach selbst überlassen blieb. Sonst hatte sie Monsieur regelmäßig des Abends aus dem Atelier, in welchem sie arbeitete, abgeholt, jetzt mußte sie diesen Weg allein machen. Was nun während dieser Zeit geschehen, in welche Schlingen das arme unglückliche Mädchen gefallen ist — Frau Haupt-

mann hatte es nie erfahren. Aber eines Morgens, als sie die Kleine wecken wollte, fand sie das Zimmer leer und auf dem Tisch ein Briefchen, in welchem die Unglückliche schrieb, daß Gründe, über die sie sich nicht näher erklären dürfe, sie zwängen, die Stadt zu verlassen; daß sie ihre Wohlthäter mit tausend Thränen um Verzeihung bitte, wenn sie ihnen jetzt für all ihre Liebe nur mit scheinbarer Undankbarkeit lohne; daß sie aber zu Gott hoffe, es werde bald ein Tag kommen, wo all dieses Leid sich in Freude verwandele.

Dieser Tag war nie gekommen, dafür hatte sich für die arme Frau Leid auf Leid gehäuft. Monsieur war über die Nachricht von Marien's Flucht beinahe wahnsinnig geworden und hatte mit furchtbarem Eid geschworen, daß er von dieser Stunde an nicht ruhen und nicht rasten wolle, bis er Marien aus den Händen des schändlichen Verführers befreit und sich persönlich an ihm gerächt habe. Monsieur d'Estein war der Mann, sein Wort zu halten. In dem kleinen, schwächlichen Körper lebte ein energischer Geist. Das zeigte sich jetzt, wo eine freche Hand das Glück seines Lebens grausam zerstört hatte. Denn die Frau Hauptmann konnte jetzt nicht länger zweifeln, daß der sonderbare Mann die Verlorne mit all der Leidenschaft, die so verschlossenen, wunderlichen Naturen

eigenthümlich ist, geliebt habe. Er betrieb die Nachforschungen mit einer rastlosen Thätigkeit, die endlich von Erfolg gekrönt war. Er hatte die rechte Spur gefunden. Wohin sie führte? — er sprach sich darüber nicht aus, wie er denn überhaupt die ganze Angelegenheit selbst vor seiner alten Freundin in tiefes Geheimniß hüllte. Er packte in seinen Koffer, was er zu einer längeren Reise brauchte, riß sich von der Weinenden los, mit dem Versprechen, in acht Tagen spätestens Nachricht von sich zu geben, — aber seitdem waren nun beinahe fünfundzwanzig Jahre vergangen, und Frau Hauptmann wartete noch immer, daß Monsieur sein Versprechen erfüllte.

Die alte Dame hatte in ihre Erinnerungen verloren ganz vergessen, daß es nicht sowohl ihre Absicht gewesen, das eigene Leid zu klagen, als das des jungen Fremden in Erfahrung zu bringen; und sie wurde erst durch die Bläße von Oswald's Gesicht, die, während ihrer Erzählung nur immer zugenommen hatte, daran erinnert.

„Aber Sie sind wirklich kränker, als Sie glauben, lieber junger Mann," unterbrach sie sich; „Ihre Hand ist glühend heiß und — verzeihen Sie einer alten Frau! — ihre Stirn brennt. Erlauben Sie mir, daß ich nach unserm Arzt schicke!"

„Bitte, lassen Sie das!“ sagte Oswald sich gewaltsam emporraffend; „ich will Ihnen gestehen: ich bin die ganze Nacht schlaflos gewesen, wahrscheinlich aus übergroßer Abspannung in Folge der langen Reise.“

„So legen sie sich wenigstens jetzt noch einige Stunden hin!“ bat die alte Dame. „Ich weiß es wohl: die Jugend kann des Schlafes nicht entbehren, wie wir alten Leute.“

„Das will ich,“ sagte Oswald, während sich Frau Hauptmann erhob; „Sie sollen sehen: der Schlaf macht Alles wieder gut.“

„Das gebe Gott,“ erwiederte die alte Dame, Oswald noch einmal freundlich die Hand drückend; „bitte, bitte, keinen Schritt weiter! Ich werde nach einigen Stunden wieder anfragen.“

Die Thür hatte sich kaum hinter der Frau Hauptmann geschlossen, als Oswald wie vernichtet in den Sopha zurücksank.

Was hatte er eben gehört! daß dies die Fortsetzung der Geschichte sei, die ihm im vorigen Sommer die alte Mutter Clausen in Grenwitz erzählt hatte — an jenem Abend, als er mit Timm in ihrer Hütte Schutz vor dem Regen suchte — daran hatte er schon nach den ersten Worten der Frau Haupt-

mann nicht mehr gezweifelt. Stimmten doch alle Umstände! — So, genau so, wie die alte Dame den fremden Chavalier geschildert hatte, blickte noch heute das Porträt des Baron Harald von Grenwitz aus seinem breiten Goldrahmen; und hatte nicht das arme schöne Mädchen, die unglückliche Verführte Marie geheißen, wie die Pflegetochter des Monsieur d'Estein!

Aber das war es nicht, was ihm jetzt das Blut erstarren machte und alle seine Glieder wie im Fieber schüttelte! Es war eine andere, furchtbare Ahnung, die aus den Tiefen seiner Seele mit dämonischer Gewalt heraufstieg. Oder waren es auch nur wieder die Fiebergeister, die am lichten Tage ihren schauerlichen Spuk von neuem begannen? war es Wahnsinn, daß in seiner erhitzten Phantasie aus dem Monsieur d'Estein, dem grillenhaften französischen Sprachmeister, sein Vater, der alte wunderliche Mann, wurde? und aus der schönen Tochter des französischen Obristen die schöne junge Frau mit dem holdseligen Augen, um deren Knie er als Kind an hellen Sommermorgen in dem lauschigen Garten hinter der Stadtmauer gespielt hatte, während die weißen Schmetterlinge sich über dem blauen Rittersporn wiegten? . . . . . .

Und in immer wilderer Hast jagten sich die tollen Gedanken. Alte längst vergessene Erinnerungen er-

wachten und gaben deutliche Antwort über die Kluft der Jahre hinweg; seltsame Zweifel, mit denen sich der Knabe, der Jüngling getragen hatte, kamen wieder und sagten: Da hast ja nun unsere Lösung! So vieles Unerklärliche in seinem Leben zeigte auf einmal den tief verborgenen Sinn. Nicht greisenhafte Schwäche war es also gewesen, was die alte Mutter Clausen trieb, in seinem Gesicht fortwährend nach den Zügen des Baron Oskar zu suchen, „der mit dem Wodan stürzte," und nicht eine fantastische Laune, daß Albert Timm erklärte: „Sie haben das leibhaftige Gottseibeiunsgesicht der Grenwitzer Barone!" . . .

Oswald sprang vom Sopha auf nach dem Spiegel. Ein todtenbleiches Gesicht mit unheimlich leuchtenden Augen stierte ihn an: „Sieh da! ist der böse Geist noch immer nicht zur Ruhe? sind ihm noch nicht genug Opfer gefallen? erzeugt er sich in seinen Opfern immer wieder? kann der Vampyr nicht an seinen eigenen giftigen Blicken sterben? Eine Kugel? was? so gerade über den pochenden Schläfen in's fiebernde Hirn gejagt — sollte die dem Spuk nicht ein Ende machen? Doch, das ist der rechte Tod nicht, sagt Berger; ist nur Tausch. . . . Was bringt denn den rechten Tod, aus dem die Seele nimmer wieder zu diesem gottverfluchten Dasein erwacht? . . .

Oswald fuhr mit einem Schrei zusammen — eine Hand erfaßte seinen Arm und über die Schulter des Spiegelbildes weg schaute eine hönisch lachende Fratze ihn an.

„Hoho!" sagte Albert Timm; „willst Du unter die Comödianten, Dottore, daß Du vor dem Spiegel stehst und Monologe declamirst, die einem ehrlichen Menschen eine Gänsehaut verursachen könnten? Gottverfluchtes Dasein? laß Dich doch mal bei Licht besehen, Schatz! In der That! Du siehst bedenklich aus! die kleine Emily, he? Sei froh, daß sie fort ist, bevor sie Dich zum Schatten deines Schattens machte! Du siehst, ich weiß Alles und ich weiß noch ein gut Theil mehr, was, wenn Du's hörst, Dir wieder Lust zum Leben beibringen soll, Du melancholischer Dänenprinz Du! Aber, bevor ich mein Wissen auskrame — laß eine Flasche Portwein kommen oder dergleichen; ich bin heute Morgen noch so trocken, wie ein Stockfisch."

Herr Timm wartete in seiner gewöhnlichen Weise Oswald's Antwort nicht ab, sondern klingelte selbst und bestellte Portwein und Austern. Haben keine? Gehen Sie in den Dustern Keller, gleich um die Ecke, Mann, nicht drei Schritt von hier. Machen Sie eine Empfehlung von Albert Timm an Frau Rosa Papa

und kommen Sie im Fluge zurück, Sie blondgelockter Jüngling!"

Herrn Timm's Behauptung, daß er heute Morgen noch nichts getrunken habe, war offenbar erlogen. Er verbreitete einen sehr merklichen Duft von Spirituosen um sich her, sein Gesicht war stark geröthet und seine Augen weniger hell wie sonst. Möglicherweise war er die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen; seine ganze Erscheinung sprach für diese Annahme. Die Wäsche war noch unsauberer wie gewöhnlich und der braune Ueberrock hatte mit verschiedenen weißen Wänden und schmutzigen Tischen allzunahe Bekanntschaft gemacht. Herrn Timm's Umstände hatten sich, seit ihn Oswald zum letzten Mal sah, augenscheinlich bedeutend verschlechtert.

Er stellte das auch gar nicht in Abrede: im Gegentheil: er hob unaufgefordert den Schleier von dem reizlosen Bilde seiner letzten Monate.

„Das Pech hat mich auf Tritt und Schritt verfolgt," rief er, sich auf den Sopha werfend und die Beine von sich streckend. „In dem Augenblick, als ich die Entdeckung gemacht hatte, die ich Dir mittheilen werde, sobald der Wein gekommen sein wird, verschwandest Du spurlos aus Grünwald. Am nächsten Tage hob die Polizei unsere „Ratte" auf, als wir

gerade beim Pharao saßen, und confiscirte — ich hielt gerade Bank — meine ganze Baarschaft von einigen hundert Thalern, die ich um so nöthiger brauchte, als am nächsten Morgen ein Wechsel von ebenfalls einigen hundert Thalern fällig war, den ich natürlich nun nicht bezahlen konnte. Der verdammte Manichäer war so erbost darüber, daß er mich in's Loch sperren ließ, wo ich denn bis vor acht Tagen etwa gesessen habe. Wie ich losgekommen bin? Mein Wirth, der alte Schlingel, kam endlich auf den gescheidten Einfall, zu Moses zu gehen und ihm zu drohen, er würde gewisse Geschichten erzählen, wenn — na! lassen wir das! ich stehe wieder auf freien Füßen und da kommen der Wein und die Austern. Hier, Oswald! thu mir Bescheid! Es lebe, wer sich tapfer hält! Kerl, ich sage Dir, ich bin außer mir vor Freude, daß ich Dich so bald aufgetrieben habe. Ich hatte mich schon auf eine lange Jagd gefaßt gemacht. Und nun will ich Dir eine Geschichte erzählen, daß Du vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammenschlagen und vor Staunen aus der Haut fahren sollst. Ja, wol, aus der Haut! denn Du mußt den ganzen miserabeln Menschen, als welchen ich Dich hier vor mir sehe, aus- und den andern anziehen, so ich für Dich ohne alle Dein Verdienst und Würdigkeit

blos aus purer Freundschaft zu Dir mit saurer Mühe bereitet habe. Und nun noch einen Schluck und dann an's Werk!"

Herr Timm schob den Teller mit den Austerschaalen, die er unterdessen geleert hatte, von sich, stürzte ein volles Glas hinunter, schenkte sich wieder ein, holte aus der Tasche ein Bündel Papiere, die er vor sich auf den Tisch legte, stemmte die beiden Arme auf, lachte Oswald an und sagte:

„Was giebst Du mir, mon cher, wenn ich Dich nun so nolens volens aus einem armen Schlucker zu dem Sohne eines Barons mit nebenbei einem Erbe von circa zehn bis zwölftausend jährliche Rente mache? Aber ich sehe, Du bist wirklich etwas stark angegriffen. Ich will Dich nicht länger auf die Folter spannen. Höre!"

Es kommen im Seelenleben Zustände vor, wo das überreizte Gehirn das Ungemeinste, Ungeheuerste als etwas Alltägliches, Gewöhnliches hinnimmt. So war es jetzt mit Oswald. Daß Timm ihm die Bestätigung seiner Ahnung brachte, ihm gleichsam schwarz auf weiß bewies, daß er nicht geträumt habe, jede ausschweifendste Phantasie durch ein schriftliches Document zu einem Factum machte, das sich vor Gericht beweisen ließ. — Oswald sah in dem Allen

nichts Außerordentliches. Da waren die Familienpapiere Marie Monbert's. Ihr eigentlicher Name war der ihrer deutschen Mutter, Marie Herzog, die, nach Paris verschlagen, dort die Geliebte des Obrist Montbert geworden war. Und Herzog, das wußte Oswald, war der Familienname seiner Mutter. Hier war — durch Timm's unermüdliche Thätigkeit und geheimnißvolle Connexionen herbeigeschafft — eine Abschrift aus dem Kirchenbuche über die am 1. December 1823 in der St. Marienkirche stattgehabte Trauung des Herrn d'Estein, genannt Stein, und der Marie Elisabeth Herzog. Und dann hier die Abschrift eines Taufzeugnisses: Am 22sten December 1823 wurde dem Herrn Amadeus Stein und seiner Ehefrau Marie, geborene Herzog, ein Sohn geboren, welcher in der heiligen Taufe, den 23. Januar 1824 den Namen Oswald empfing. Hier waren die Briefe, die Baron Harald während seines verhängnißvollen Aufenthalts im Frühling 1823 in der Residenz an Marie geschrieben, hier die Briefe, die Marie an den Baron gerichtet; hier ein Brief Herrn d'Estein's an Marie aus dem Sommer desselben Jahres, worin er ihr schreibt, daß er endlich ihren Aufenthalt in Grenwitz erfahren; sie bei ihrer Seelen Seligkeit beschwört, ihm zu folgen; daß er Alles zur Flucht bereit habe u. s. w.

„Du siehst, es stimmt Alles auf's Haar," sagte Timm, nachdem er mit vielem Scharfsinn alle Fäden der verwickelten Angelegenheit entwirrt und zu einem festen Gewebe vereinigt hatte; „die Identität der Personen kann durch Documeute und durch Zeugen zugleich bewiesen werden und das Zeugniß der Frau Rosa Pape, die Deine Mutter verkuppelt hat und hernach bei Deiner Geburt und bei Deiner Taufe zugegen gewesen ist, schnellt alle möglichen Pfiffe und Kniffe der Advokaten der Gegenpartei in die Luft. Zwar wird Röschen ihr Zeugniß, das sie in der That einigermaßen compromittirt, nicht gern hergeben, aber für Geld kann man den Teufel tanzen sehen und Frau Rosa reden hören. Also deshalb habe ich keine Sorge. Meine einzige Sorge ist, daß Du die Sache nicht mit der nöthigen Energie betreiben wirst. Ich will Dir nur gestehen: Ich fürchtete das bei den einigermaßen verrückten Ansichten, die Du über manche Dinge hast, so, daß ich im Anfang ganz und gar zweifelte, ob es sich überhaupt der Mühe verlohne, Dir von meiner Entdeckung Mittheilung zu machen, und ich in Folge dessen gegen die Baronin einige Winke fallen ließ, die aber nicht so gnädig aufgenommen wurden" —

„Mit einem Worte," sagte Oswald, und er

wurde noch blasser, als er es schon war, „Du hast die Entdeckung an die Baronin verkaufen wollen und sie hat Dir nicht den Preis bezahlt, den Du fordertest.“

„Sieh! sieh!“ sagte Albert mit aufrichtiger Bewunderung, „Du entwickelst da einen Sinn für Geschäfte, den ich Dir gar nicht zugetraut hätte. Nun, nimm an, die Sache sei so, wie Du sagst. Das kann und wird Dich nicht hindern von Deinem guten Rechte Gebrauch zu machen. Aber, Freundchen, periculum in mora! Wenn Du nicht blos der Neffe, sondern der Schwiegersohn Anna Maria's werden willst, mußt Du Dich beeilen. Es ist so gekommen, wie ich Dir schon im Winter sagte, daß es kommen würde. Helene hat sich mit dem Fürsten Waldernberg versprochen; die öffentliche Verlobung soll in diesen Tagen stattfinden und zwar hier. Anna Maria ist mit Helenen gestern Abend angekommen und im Hotel Waldernberg bei der alten Fürstin Letbus, der Mutter seiner Durchlaucht, abgestiegen. Nun habe ich, um in dem feindlichen Lager die nöthige Verwirrung zu bereiten, die unsern Angriff unterstützen soll, bereits eine herrliche Mine gegraben, die noch heute platzen muß. Ich bin wie von meinem Leben überzeugt, daß Helene den Fürsten nicht liebt und daß sie noch im

letzten Augenblick Nein sagen würde, wenn sie wüßte, daß Du ihr Vetter bist und sie das Vermögen, daß sie durch Deine Vetterschaft verliert, aus den Händen des Gemals zurückerhalten kann. Daß sich die Sache aber so verhält, wird sie nur einem Menschen auf Erden glauben und dieser Mensch bist Du selbst. Oswald, bedenke, was auf dem Spiel steht! Ein einziger muthiger Schritt — und das Mädchen, das Du — leugne es nicht! — zum Rasendwerden liebst, ist Dein! Ein Vermögen, das Deine kühnsten Wünsche übersteigt, ist Dein! Du hast mit einem Schlage Alles, wonach Andre Jahre lang vergeblich rennen, wofür sie, wenn sie die Chance hätten, ohne sich lange zu besinnen, ihr Leben einsetzen würden! Die Ueberraschung bewirkt Wunder. Fahre nach dem Hotel Waldernberg in der Williamsstraße; lasse Dich bei der jungen Baroneß melden! sag' ihr, wenn es sein muß, in Gegenwart der Mutter, nicht, daß Du sie heirathen willst, — denn das versteht sich hernach von selbst, — sondern, daß Du jetzt eben unter den und den Umständen die Entdeckung gemacht hast und ich will meinen eigenen Kopf fressen, wenn Dir das Mädel nicht um den Hals fällt und ihren Fürsten zum Teufel schickt.

Albert hatte sich darauf gefaßt gemacht, diesen abenteuerlichen Plan, der freilich ganz nach seinem

Geschmack und den auszuführen er ganz der Mann war, von dem zaghafteren Oswald zuerst auf das entschiedenste verworfen und im besten Falle erst nach langer Debatte angenommen zu sehen. Wie freudig war er deshalb überrascht, als Oswald, der während der ganzen Verhandlung, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend dagesessen hatte, jetzt sich erhob und sagte:

„Du hast recht. Es giebt nur das eine Mittel. Ich muß selbst hingehen nnd zwar sogleich.“

„Bruderherz!“ rief Timm aufspringend und Oswald mit dem größten Enthusiasmus umarmend; „das ist das vernünftigste Wort, das Du in Deinem Leben gesprochen hast.“

Oswald machte sich mit einem Schauder, der dem aufgeregten Timm entging, aus dieser Umarmung los.

„Laß mich jetzt allein,“ sagte er, „ich bin, wie Du Dir denken kannst, von dieser Unterredung angegriffen. Ich muß mich zu der Scene, die mir bevorsteht sammeln.“

„Um Himmelswillen, nur keine neue Bedenken!“ rief Timm; „frische Fische, gute Fische! Ich fürchte, sobald ich Dir den Rücken kehre, fallen Dir tausend Aber ein.“

„Ich gebe Dir mein Wort, daß ich noch in dieser

Stunde hingehen werde. Die Papiere läßt Du mir doch hier? Ich könnte sie möglicherweise der Baronin gegenüber gebrauchen."

Timm warf einen schnellen mißtrauischen Blick auf Oswald. Er gab die Papiere ungern aus der Hand. Wenn Oswald falsch spielte, wenn — aber es war keine Zeit, sich lange zu bedenken. Und in Oswald's Wesen lag ein Etwas, das jeden Widerspruch gewagt erscheinen ließ — eine Entschiedenheit in dem festgeschlossenen blassen Munde, ein düstres Feuer in den großen Augen — Timm hatte ihn so noch nie gesehen. Es war nicht mehr der alte wankelmüthige Oswald Stein, es war der Sohn Haralds von Grenwitz, der da vor ihm stand.

„Meinetwegen," sagte er, „mache, was Du willst. Ich sehe wohl, daß Du zum Aeußersten entschlossen bist. Aber, Oswald, wenn der große Wurf gelingt und jetzt zweifle ich nicht mehr, daß er gelingt — vergiß nicht den, der Dir die Würfel in die Hand gedrückt hat."

„Sei überzeugt," sagte Oswald mit einem unheimlichen Lächeln, „daß Du in dieser Angelegenheit, was den materiellen Vortheil betrifft, nicht schlechter fahren sollst, als ich selbst."

Dies Versprechen rührte den edelmüthigen Timm so sehr, daß er nicht übel Lust hatte, Oswald noch

einmal zu umarmen. Der indessen machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung, die einen Andern, als Herrn Timm, beleidigte haben würde. Herr Timm indessen lachte und sagte: „Na, ich sehe: Du bist schon mitten in Deiner Rolle. Ich will Dich nicht länger aufhalten. Adieu, Oswald! mache Deine Sache gut! es ist jetzt drei Uhr. Ich komme um vier wieder vor und frage, wie es abgelaufen ist. Adieu so lange!“

Oswald ging, als Timm fort war, mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er vor den Kupferstich und betrachtete ihn lange mit starren Augen. „Es ist zu spät,“ murmelte er; ich kann ihr Retter nicht mehr werden, kann sie nicht mehr von dem Felsen, an den das Schicksal sie geschmiedet hat, befreien. Aber sehen will ich sie noch einmal und mein Andenken von der Schmach reinigen, die dieser Schurke wahrscheinlich auf mich gehäuft hat. Sie soll nicht glauben, daß ich mich je unwürdiger Mittel bedienen konnte. Wer weiß, wie weit der Mensch, um zu seinem Zweck zu gelangen, meinen Namen gemißbraucht hat.“

Er trat an den Tisch und legte die Papiere zusammen. Dann fing er an, sich zu dem Gange, den er vorhatte, anzukleiden. Er kam nicht schnell damit

zu Stände. Seine Glieder waren wie abgestorben, er mußte sich mehrmals hinsetzen, um einen Anfall von Schwindel vorübergehen zu lassen. Endlich war er fertig. Er steckte die Papiere in die Tasche und verließ das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Um dieselbe Zeit fuhr durch die wenig belebte Straße, in welcher Doktor Braun wohnte, ein Wagen, dessen rasches Rollen manches neugierige Gesicht an's Fenster lockte. Es war eine herrschaftliche, mit zwei wundervollen Pferden bespannte Kutsche, an deren Schlage ein großes Wappen prangte. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein Jäger in glänzender Livree. Die Kutsche hielt vor dem Hause des Doctor Braun, der Jäger sprang vom Bock, riß den Schlag auf; eine junge, sehr elegant gekleidete Dame stieg aus, und trat rasch durch den kleinen Garten vor der Thür in's Haus.

„Ist Frau Doctor Braun zu sprechen?"

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen (eine lange Person mit einem gutmüthigen Gesicht) und warf dabei einen scheuen Blick auf den schwarzen Sammtmantel und das reizende weiße Hütchen der Dame; „ich will mal nachsehen."

„Ist nicht nöthig," sagte Sophie, die plötzlich im Schmuck einer sehr langen Schürze in der Thür der Küche erschien, „hier bin ich schon."

Mit diesen Worten eilte Sophie mit offenen Armen auf die junge Dame zu, die ihrerseits den weißen Schleier zurückschlug und Sophie entgegenflog:

„Liebe Helene!"

„Liebe Sophie!"

Sophie zog die Freundin in die Stube, nestelte ihr mit vor Freude zitternden Händen den Mantel los, nahm ihr den Hut ab, faßte sie an beiden Händen und rief:

„Nun, laß Dich doch einmal beim Lichte besehen, Du Liebe — schön, wie immer, wunderschön! aber so blaß und so ernst und angegriffen, wie mir scheint. Kann ich etwas zu Deiner Erquickung thun? Du siehst, ich habe die Küchenschürze noch um."

Helene lächelte. Es war ein schwermuthsvolles Lächeln, das ihre dunklen Augen nur noch dunkler machte.

„Ich danke Dir, Sophie! ich wollte mich nur an Deinem Anblick erquicken. Ach, Du weißt nicht, wie ich mich nach Dir gesehnt habe!"

Die beiden jungen Damen hatten sich bis zu Sophien's Abreise von Grünwald Sie genannt. Die

Freude des Wiedersehens hatte das schwesterliche Du geboren. Sophie dachte daran, als sie das erste Du aus Helenen's stolzem Munde hörte. Es rührte sie und noch mehr der traurige Ton, in welchem Helene sagte, daß sie sich nach ihr so gesehnt habe. Ein solches Geständniß, das die Pensionärin von Fräulein Bär sicher nicht gemacht hätte, kleidete die Braut des Fürsten Waldernberg gar seltsam.

Das Alles fuhr Sophie durch den Kopf, während sie, Helenen's beide Hände noch immer festhaltend, ihr tief und tiefer in die dunklen Augen sah.

„Arme Helene!" sagte es aus ihr heraus; sie wußte vielleicht kaum, daß sie es sagte.

Aber in Helenen's Herzen erweckten die leisen mitleidsvollen Worte all die Schmerzensgeister, welche die letzte lange bange Nacht mit ihr gewacht und kaum gegen Morgen eine Stunde lang mit ihr in unruhigem Schlaf gelegen hatten. Mitleid mit sich selbst, wie sie es nie gekannt hatte, ergriff sie, die Thränen kamen ihr in die Augen und sie warf sich in Sophien's Arme, das schöne blasse Antlitz an der Freundin Busen verbergend.

„Um Himmelswillen, liebe Helene, was hast Du;" sagte Sophie, jetzt ernstlich bestürzt; „ich habe Dich ja nie so gesehen, nie geglaubt, daß ich Dich so sehen

würde und am wenigsten jetzt, wo ich dachte, daß in Deinem Leben Alles Herrlichkeit und Freude sei."

„Hast Du das wirklich gedacht?" fragte Helene, sich aufrichtend, und Sophie mit den großen, schmerzlich starren Augen forschend anblickend.

Sophie senkte vor diesem Blick die Wimpern. Sie mochte nicht Nein sagen und Ja zu sagen, erlaubte ihr ihre Ehrlichkeit nicht. Aber solches Schwanken dauerte bei dieser guten, reinen und doch muthigen Seele nicht lange. Jetzt oder nie war der Moment, Helenen Alles zu sagen, was sie so lange schon auf dem Herzen gehabt hatte.

„Helene," sagte sie, klar und ruhig mit ihren tiefen blauen Augen aufblickend; „ich kann nicht lügen und mag nicht lügen, keinem Menschen gegenüber und zumal Dir gegenüber nicht, die ich so herzlich lieb habe. Komm, süße Seele, setze Dich zu mir hier auf's Sopha und laß uns frisch von der Seele weg sprechen, wie's Schwestern geziemt, die wir, wenn nie wieder, doch wenigstens in dieser Stunde sein wollen. Wenn Du nicht Aufrichtigkeit von mir wünschtest, weshalb wärst Du denn, da Du so viel glänzendere Freundinnen haben könntest, gerade zu mir gekommen? Habe ich recht?"

„Sprich weiter!" sagte Helene, als sei, nur die

Stimme der Freundin zu hören, für sie schon ein Trost und eine Erquickung.

„Du hast mich gefragt," fuhr Sophie immer muthiger werdend, fort, „ob ich wirklich glaube, daß Du jetzt glücklich bist? Ich glaube es nicht. Du siehst nicht aus wie eine Glückliche. Dein schönes blasses Gesicht sagt nein, wenn Deine Zunge auch Ja-sagen sollte. Ich habe oft und oft in Deinem Gesicht gelesen, lange, lange Geschichten, von denen Du Stolze, Schweigsame mir kein Wort gesagt hast und ich will Dir erzählen, was ich gelesen habe. Darf ich?"

„Sprich weiter, Sophie! sprich weiter!"

„Ich habe hier auf Deiner Stirn gelesen, daß Deinem Geiste nur das Große, das Außerordentliche genügt, und selbst das kaum — und hier in Deinen zauberisch schönen Augen, daß Dein Herz sich, wie nur ein Menschenherz es kann, nach Liebe sehnt. So ist von jeher ein Zwiespalt gewesen zwischen Deinem Kopf und Deinem Herzen. Du willst herrschen und willst lieben zu gleicher Zeit und, liebe Helene, das geht nicht an. Die Liebe, die echte Liebe — und es giebt ja nur die eine — ist demüthig; sie duldet Alles und glaubt Alles; sie will nichts, als Eins sein mit dem Geliebten, in Freud und Leid. Sieh, süße Seele, mir ist das Glück solcher Liebe zu Theil

geworden und ich weiß deshalb, was ich sage. Franz und ich haben nur einen Willen. Er will das Gute, ich will's mit ihm, und sollten unsere Ansichten wirklich einmal auseinandergehen — die Herzen bleiben doch verbunden; da findet sich denn das Andere ganz von selbst. Alle Freude ist doppelt groß, und alles Leid trägt sich doppelt leicht. Ich hab's erfahren, als mein guter Vater starb. Was hätte aus mir werden sollen, wenn ich Franz nicht gehabt hätte."

„Ich hatte, als mein Vater starb, Niemand," sagte Helene tonlos.

„Ich weiß es, liebes Herz, und ich habe mich oft, wenn ich daran dachte, wie einsam Du warst und wie Du so keine Menschenseele hattest, der Du Dein Leid klagen konntest, an die Brust meines Franz geworfen, der dann manchmal gar nicht wußte, was mich so plötzlich und gewaltig zu ihm trieb. Du stehst allein, selbst jetzt noch, wo Du im Begriff bist, Dich zu vermählen, und, was tausendmal schlimmer ist, Du bist in Deinem Herzen überzeugt, daß es so bleiben, daß Dein Gatte nie Dein Freund, Dein Bruder, Dein Geliebter sein wird, vor dem Deine Seele so klar und offen liegt, wie ein krystallheller Bergsee, in den die liebe Sonne bis auf den tiefsten Grund hinabblickt."

„Nie, nie!“ murmelte Helene.

„Ich wußte es ja,“ sagte Sophie traurig, „aber Helene, wenn es schon schlimm genug ist, daß Du den Fürsten heirathen willst, ohne ihn zu lieben, so ist es noch viel, viel schlimmer, daß Du sein Weib wirst, während Du in Deinem Herzen das Bild eines andern Mannes trägst.“

Eine dunkle Röthe ergoß sich über Helenen's Gesicht, als Sophie mit fester Stimme diese letzten Worte sprach und sie dabei mit den großen blauen Augen so ernst und vorwurfsvoll anblickte.

„Nein, süßes Mädchen, schäme Dich nicht, daß Du ihn geliebt hast. Deshalb tadle ich Dich nicht, denn er ist ein ungewöhnlicher Mensch, ausgestattet mit Allem, was wohl ein Mädchenherz fesseln kann. Ich tadle Dich auch nicht, daß Du ihn noch liebst, — wer kann die Liebe so leicht aus seinem Herzen reißen! – aber, Helene, da dem so ist, heirathe den Fürsten nicht! Du darfst es nicht, aus Achtung vor Dir selbst, aus Achtung vor ihm, wenn er achtungswürdig ist.“

„Es ist zu spät;“ sagte Helene, ihr Gesicht in den Händen verbergend.

„Nun und nimmermehr!“ rief Sophie mit einer Leidenschaftlichkeit, die bewies, wie tief ihre Seele er=

regt war; „nie ist es zu spät einen Irrthum zu bekennen, der Dich und ihn grenzenlos unglücklich machen muß. Versteh' mich wohl, Helene! Ich spreche nicht für jenen unglücklichen Mann, der Deine Liebe, wenn er derselben je würdig war, woran ich zweifle, jetzt durchaus verscherzt hat. Ich bin niemals seine Freundin gewesen; die sogenannten glänzenden Eigenschaften lassen mich ziemlich kalt, wenn sie die Güte des Herzens nicht zur Folie haben, und in meinen Augen steht zum Beispiel der biedre gute Bemperlein tausendmal höher, als Oswald Stein. Aber weil er Deiner nicht würdig ist, mußt Du deshalb einen Mann heirathen, für den, mag er sonst noch so vortrefflich sein, nun einmal Dein Herz stumm ist? Giebt es denn nicht mehr Männer auf der Welt, als Oswald und den Fürsten? O, Helene, ich wollte, ich könnte mit Engelszungen reden, um Dein stolzes Herz zu rühren, daß Du Dich demüthigtest vor der Wahrheit, daß Du alle Herrlichkeit der Welt gering achtetest vor der Seligkeit mit Dir selbst übereinzustimmen."

Helene bebte zusammen, als ob wirklich der Himmlischen Einer zu ihr spräche.

„O Du bist gut;" rief sie, „wäre ich doch wie Du!"

„Du kannst es sein, wenn Du nur willst!"

„Aber wie entrinnen aus diesem Wirrsal? ich habe mein Wort gegeben; wie kann ich es zurücknehmen?"

„Sprich ganz offen mit dem Fürsten," sagte Sophie, der dieser Ausgang das einfachste und natürlichste schien.

„Lieber todt!" murmelte Helene.

In diesem Augenblicke wurde an die Thür gepocht; der Jäger trat herein mit einem Billet in der Hand.

Er blieb kerzengerade an der Thür stehen:

„Gnädigen Baronesse gehorsamst zu vermelden, daß dies Billet so eben aus dem Palais durch einen Reitenden anhero gesandt ist."

Helene griff hastig nach dem Billet.

„Von meiner Mutter."

Sie warf einen Blick hinein und zuckte heftig zusammen.

„Was ist's, Helene?"

„Meine Mutter hat so eben Nachricht aus Grünwald erhalten, daß mein Bruder ganz plötzlich sehr schwer erkrankt ist. Sie muß augenblicklich zurück."

„Armes Mädchen!" rief Sophie; „wie blaß und erschrocken Du bist! Soll ich mit Dir fahren?"

„Nein, nein,“ sagte Helene; „bleib! „Ich muß allein hin. Leb wohl, liebe Sophie! leb wohl!“

Helene riß sich aus Sophie's Armen.

Sophie geleitete sie bis zum Wagen. Sie hielt die Hand der Freundin fest in der ihren und sagte: „Laß von Dir hören, Helene! und, Helene, was Du auch thust, folge der Stimme Deines warmen Herzens, es räth Dir besser als der kalte Verstand.“

„Ich will es,“ erwiderte Helene, schon im Wagen; „verlaß Dich d'rauf: ich will es. Leb wohl!“

Der Jäger schloß die Thür. Der Wagen donnerte davon. Sophie sah ihm nach, bis er um die nächste Ecke gebogen war. Dann schritt sie langsam, das liebe Gesichtchen sinnend zur Erde geneigt, in das Haus zurück.

Neuntes Kapitel.

In einem Zimmer der Beletage des Hotel de Russie unter den Akazien befanden sich an diesem selben Nachmittag Berger und Director Schmenckel. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander gehabt und Herr Schmenckel erhob sich eben, um zu gehen. Berger stand ebenfalls auf.

„Sie wissen doch genau, was Sie sagen sollen?"

„Ich sollt halt meinen," erwiderte Herr Schmenckel und räusperte sich.

„Wollen wir's lieber doch noch einmal durchsprechen?"

„'S könnte vielleicht nit schaden;" erwiderte Herr Schmenckel.

„Sagen Sie also: es thäte Ihnen leid, daß Sie der Fürstin solche Ungelegenheit bereitet hätten. Sie selbst würden nie auf diesen Plan gekommen sein, wenn der Mensch, — wie nannten Sie ihn doch?"

„Timm;"

„der Timm Sie nicht darauf gebracht hätte. Jetzt wären Sie zur Einsicht gekommen, daß ihre Handlungsweise sich für einen ehrlichen Mann nicht zieme und Sie gäben der Fürstin ihr Wort, daß nun und nimmer wieder ein Laut von dieser Angelegenheit über Ihre Lippen kommen solle.“

„Kommen solle!“ wiederholte Herr Schmenckel, wie ein Schulbube, der dem Lehrer die Lection nachlallt.

„Was den Menschen, den Timm beträfe, so solle sich Ihre Durchlaucht nur nicht ängstigen, und ihn, wenn er etwa die Frechheit hätte, zu kommen und ihr Geld abzufordern, durch ihre Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen. Da Sie ihn in keiner Weise unterstützen würden, so hätte der Scandal, den er möglicherweise erregen könnte, nichts zu bedeuten. Haben Sie es jetzt ordentlich im Kopf?“

„Ich denk', es wird nun gehen,“ sagte Herr Schmenckel nachdenktich.

„Und, was die Hauptsache ist, Sie nehmen kein Geld von der Fürstin an, weder viel, noch wenig. Vergessen Sie das ja nicht!“

„Will's schon machen!“ sagte der Director, mit einem plötzlichen Entschluß den Hut auf den Kopf drückend; „adies, Herr Professor!“

„Adieu!“ sagte Berger, ihm die Hand reichend;

„gehen Sie, und werden Sie wieder der ehrliche Mann, der Sie bis dahin gewesen sind."

„Und nun," murmelte Berger, als die Thür sich hinter Herrn Schmenckel geschlossen hatte, „ist der Augenblick gekommen, die alte Schuld quitt zu machen." Er trat an das Bureau und nahm aus einer Schublade ein Kästchen aus Ebenholz nnd ein Medaillon. Dann verließ er sein Zimmer und ging den Corridor entlang, bis er an eine Thür gelangte, an der er einen Augenblick lauschend stehen blieb. Der Schlüssel steckte im Schloß. Berger zog ihn geräuschlos ab und klopfte:

„Entrez!" rief eine krähende Stimme.

Berger trat ein.

Der, den er suchte, stand mit dem Rücken nach der Thür vor dem Spiegel, eifrig beschäftigt, die letzte Hand an seine Toilette zu legen. Er wandte sich in der Meinung, daß es der Kellner sei, nicht nach dem Eintretenden um. Der warf einen schnellen Blick in in dem Zimmer umher, schloß rasch und leise von innen zu und schritt dann bis mitten in das Gemach, wo er regungslos stehen blieb.

„Was wollen Sie," sagte der Graf, noch immer mit seiner Cravatte beschäftigt.

„Mit Ihnen eine alte Rechnung quitt machen," erwiderte Berger.

Der Graf wandte sich erschrocken um und starrte in Berger's bleiches, ernstes Gesicht, das durch das schwarze Pflaster auf der Stirn noch bleicher und ernster erschien.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?" rief der Graf.

Mein Name ist Berger. Was ich will, habe ich Ihnen bereits gesagt."

„Wenn sie eine Forderung an mich haben, wenden Sie sich an meinen Kammerdiener. Ich befasse mich mit dergleichen nicht."

„Ich weiß es wohl," sagte Berger, ohne eine Miene zu verändern, „daß der Graf Malitzewsky Forderungen, die man an ihn persönlich gerichtet hat, gern durch andre Leute beantworten läßt und wären diese Andern selbst Meuchelmörder; diesmal aber, hoffe ich, werden Sie eine Ausnahme von der Regel machen."

Bei diesen Worten trat er an den runden Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, setzte das Ebenholzkästchen darauf, und nahm die beiden Pistolen, die es enthielt, heraus.

Der Graf hatte diesem Beginnen mit einem Erstaunen, das ihn sprachlos und bewegungslos machte, zugesehen. Der Anblick der Pistolen brachte ihn indessen wieder zu sich. Mit einer Schnelligkeit, die

man ihm bei seinem Alter nicht hätte zutrauen sollen, eilte er nach der Thür.

Berger vertrat ihm, die Pistolen in der Hand, den Weg.

„Ein Versuch noch, mir zu entwischen,“ sagte er; „ein Hülferuf, und ich schieße Sie nieder, wie einen tollen Hund. Treten Sie an jene Seite des Tisches, mir gegenüber; so!“

„Der Mensch ist verrückt,“ murmelte der Graf, indem er, an allen Gliedern zitternd, Berger's Befehl Folge leistete.

„Wohl möglich,“ sagte Berger mit einem unheimlichen Lachen; „wenn ich's aber bin, so bin ich es durch Sie, mein Herr Graf. Sie kennen mich nicht mehr.

„Nein! in der That, nein!“

„Kann sein; ich habe mich, seitdem ich zum letzten Male die zweifelhafte Ehre hatte, Ihnen gegenüberzustehen, einigermaßen verändert; ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Kennen Sie auch diese nicht mehr?“

Er drückte das Medaillon auf und hielt es dem Grafen über den Tisch hinüber entgegen. Der Graf setzte seine goldene Lorgnette auf und blickte auf das Bild in der Kapsel. Es war das auf Email zierlich

gemalte Portrait eines wunderschönen braunäugigen Mädchens in der Tracht des Anfangs der zwanziger Jahre.

„Eleonore!“ rief der Graf, einen Schritt zurückprallend.

„Ja, Eleonore;“ wiederholte Berger, das Medillon wieder schließend und zu sich steckend; „und nun werden Sie ja wohl auch hoffentlich wissen, wer ich bin und was das für eine Rechnung ist, die wir mit einander abzumachen haben.“

Der Graf war selbst durch seine Schminke hindurch bleich wie der Tod geworden; seine falschen Zähne klapperten; er mußte sich in einen Lehnstuhl, der an dem Tische stand, sinken lassen, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Berger schien sich an diesem kläglichen Anblick zu weiden.

„Wie die Memme zittert,“ sagte er; „wie ihm das faule Herz in der öden Brust an die Rippen pocht um das bischen nichtsnutzige Leben! Elender Feigling, der nur den Muth hat, unschuldige Mädchen zu verführen, und in die Knie sinkt, sobald ihm ein Mann gegenübertritt! Hier, nimm die Pistole, und mach' einem Leben voller Schande durch einen halbwegs ehrlichen Tod ein Ende.“

„Ich kann nicht!“ klapperte der Graf, „haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen, ich bin ein alter Mann; meine Hände zittern vor Gicht; ich kann keine Feder, geschweige denn eine Pistole fest halten.“

„Steht es so mit Dir?“ sagte Berger; „bist Du von Innen wie von Außen ein übertünchtes Grab? da wäre es wohl eine noch härtere Strafe, wenn man Dich leben ließe?“

Berger senkte die Stirn und sann einen Augenblick nach.

„Sei's denn,“ murmelte er. Er legte die Pistolen wieder in das Kästchen. Der Graf athmete auf.

„Ich habe mich nach dieser Stunde gesehnt dreißig Jahre lang; ich dachte wunder wie süß der Trank der Rache sein würde; aber das Gefäß, in welchem er mir geboten wird, ekelt mich an; ich mag ihn nicht.“

Berger hatte das gesagt, als ob er mit sich selber spräche. Jetzt hob er den Kopf, heftete seine durchdringenden Augen auf den Grafen, der noch immer zusammengekauert in seinem Lehnstuhl zitterte und sagte:

„Ich bin mit Ihnen fertig. Ich will Ihnen Ihr jämmerliches Leben lassen, aber unter einer Bedingung. Noch in dieser Stunde reisen Sie von hier

ab und lassen sich nie wieder in Deutschland sehen. Ich will nicht, daß ein Bube, wie Sie, deutsche Luft athmet."

„Wie Sie wollen, was Sie wollen," sagte der Graf; „ich will froh sein, wenn ich aus dem verdammten Lande weg bin."

Berger steckte das Pistolenkästchen in die Tasche. Da tönte von der Straße herauf wilder Lärmen. Berger war mit einem Satze am Fenster. Volksschaaren, Männer, Weiber und Kinder wälzten sich die Akazien hinab. „Wir sind verrathen! Man schießt auf uns! Zu den Waffen, zu den Waffen!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" schrie Berger in wilder Freude die Arme in die Luft schleudernd; „endlich, endlich! Habe Dank, du großer Geist!"

Er wandte sich vom Fenster, packte den Grafen, den die Neugier von seinem Stuhle emporgetrieben hatte und der ihm jetzt in den Weg kam, vor die Brust, schüttelte ihn mit Riesenkraft und schrie:

„Hörst Du, Memme, zu den Waffen! Ein ganzes Volk ruft es. Weiber und Kinder! Jetzt sollen all die alten Sünden quitt gemacht werden, die Du und Deinesgleichen seit dreißig Jahren auf Euch geladen habt."

Er stieß den Halbentseelten verächtlich von sich, schloß die Thür auf und stürzte hinaus.

Er rannte an einen Offizier, der eilig zum Zimmer hinein wollte.

Es war der Fürst Waldernberg.

„Entschuldigen Sie, mein Vater, wenn ich meinem Versprechen, Sie zur Fürstin zu begleiten, nicht nachkommen kann," sagte der Fürst athemlos. „Sie hören, daß die Emeute wieder im besten Gange ist, ich erwarte jeden Augenblick, den Generalmarsch zu hören."

Der Graf war von der Scene mit Berger noch ganz außer sich. Er stierte den Fürsten mit einem bleichen, verstörten Gesicht an.

„Was haben Sie, mein Vater?" fragte der Fürst, der jetzt erst diese Veränderung bemerkte.

„Scheren Sie sich zum Teufel, Herr, mit Ihrem Vater!" rief der Graf, bei dem der wilde Haß, den er so viele Jahre lang gegen den Sohn seiner Gattin gehegt hatte, endlich einmal zum Ausbruch kam; „ich bin Ihr Vater nicht, will nicht Ihr Vater sein. Wenn Sie Ihren Vater sehen wollen, gehen Sie zu Ihrer Frau Mama, Sie werden ihn eben jetzt da finden."

„Was heißt das, lieber Vater," sagte der Fürst, der zu fürchten begann, der Graf sei wahnsinnig geworden.

„Lieber Vater," höhnte der Graf, „köstlich, herrlich.

Aber ich habe das Possenspiel satt. Meinetwegen geht Alle zum Teufel."

Er riß an der Glocke.

„Den Wagen vorfahren lassen, hören Sie!" schrie er den Kellner an. Und dann zum Fürsten gewandt: „Wollen Sie jetzt gehen, Herr, oder nicht?"

Der Fürst sah den Grafen an, wie Jemand, der nicht weiß, ob er seinen Augen und Ohren trauen soll. Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er warf noch einen Blick auf den Grafen, der jetzt wie toll umherrannte, und verließ eilig das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Herr Schmenckel wandelte langsam die Akazien hinab nach der Williamsstraße. Er hatte die Arme auf den Rücken gelegt und den Hut tief in die Stirn gedrückt; die Leute gingen ihm aus dem Wege, denn er stierte unverwandt auf das Straßenpflaster und murmelte fortwährend Unverständliches durch die Zähne. Aber Herr Schmenckel war keineswegs betrunken oder verrückt; er war nur etwas aufgeregt und repetirte die Lection, die ihm Berger eingeprägt hatte. Es war ein saurer Gang; aber Herr Schmenckel fühlte, daß er nur seine Pflicht thue, wenn er das Complott, in das der schlaue Timm ihn verwickelt, wieder zerstöre. Ein wahres Glück, daß er sich in seiner Herzensangst dem Professor entdeckt hatte! wie der zu reden wußte! daß es einem ordentlich angst und bange wurde. Der Schmenckel hatt's ja immer gesagt, daß hinter dem Professor halt etwas ganz Besonderes stecke. Und daß die Czika nun schließlich doch ein

Baronenkind war, das verwunderte den Caspar Schmenckel aus Wien gar nit. Es hatte so kreuznärrische Augen gehabt, das Madel, und er hatt's auch immer ganz besonders gut behandelt; da war's am Ende gar nit so wunderbar von dem Baron Oldenburg, daß er dem alten ehrlichen Casperle eine Verwalterstelle auf seinen Gütern angeboten hatte, wo er fortan ohne Sorgen leben konnte. Nein, Caspar Schmenckel aus Wien brauchte von Niemandem Geld zu erschwindeln, Caspar Schmenckel konnte wieder frei den Kopf erheben, und —

„Zum Tausend, Alter, kommt Ihr erst jetzt?" rief plötzlich eine scharfe Stimme; „Ihr solltet ja schon mit Eurer Visite fertig sein."

Der im ärgerlichen Ton so sprach, war Herr Timm. Er war in der Williamstraße in der Nähe des Hotel Waldernberg auf und ab patrouillirt, um den Erfolg von Oswald's Unterredung mit der Baronin Grenwitz zu erfahren. Herrn Schmenckel glaubte er um diese Zeit schon auf dem Wege nach dem Dustern Keller, wo sie sich ein Rendezvous gegeben hatten für den Fall, daß sie sich auf der Straße verfehlen sollten. Timm hatte nicht umsonst Schmenckel eine Stunde früher als Oswald nach dem Palais geschickt. Damit Oswalds Zusammenkunft mit der Baronin die rechten

Früchte tragen konnte, mußte die Baronin zuvor einen gewissen Brief gelesen haben, und damit die Wirkung des Briefes nicht paralysirt würde, mußte zuvor Herr Schmenckel mit der Fürstin conferirt haben. In Herrn Timm's feinen Plänen griff Eines in das Andere, wie die Räder eines Uhrwerks ineinander greifen. Herr Timm war deshalb über Herrn Schmenckel's Zurückkommen auf's Höchste entrüstet.

„Es ist rein um närrisch zu werden," fuhr er in noch ärgerlicherem Tone fort; „nicht einen Augenblick kann man Euch allein lassen, so giebt's eine Dummheit."

„Oho! nit so grob, Freundchen," entgegnete Herr Schmenckel, der sich in Bewußtsein seiner tugendhaften Vorsätze dem schlangenklugen Mitschuldigen gewachsen fühlte; „sonst komm' ich Dir auf den Buckel."

Herr Timm sah, daß er zu weit gegangen war.

„Nun, nun," sagte er einlenkend, „zwischen Freunden muß ein offenes Wort erlaubt sein. Macht nur jetzt, daß Ihr hineinkommt, so kann noch Alles nach Wunsch ablaufen. Ihr seid doch heute Morgen beim Grafen gewesen?"

„Nein," brummte Herr Schmenckel.

„Aber zum Teufel, weshalb denn nicht!" rief Timm, dessen Aerger sich von neuem regte.

„Weil ich nicht wollte," sagte Schmenckel trotzig; „weil ich mit Euch überhaupt nichts mehr zu thun haben will."

„Aha!" sagte Timm, „Ihr möchtet die Fettfedern allein ziehen? ich habe mir die Finger verbrannt, um Euch die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Nein, theuerster Freund, so dumm sind wir nicht; für Nichts ist Nichts."

„Ich will nicht einen Kreuzer von dem Sündengeld," rief Schmenckel, „ich will der Fürstin sagen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und daß sie sich nicht weiter ängstigen soll."

„Schaust Du aus dem Loch?" sagte Timm; „also blos ein klein wenig verrathen wollt Ihr mich? Nehmt Euch in Acht, der Spaß könnte Euch theuer zu stehen kommen!"

„Ich werde thun, was mir gefällt;" sagte Schmenckel, eine sehr entschlossene Miene annehmend und mit langen Schritten weiter gehend.

„Ihr kommt nicht in das Haus;" rief Timm und packte Schmenckel fest am Arm.

Schmenckel's Antwort auf diese Herausforderung war ein Stoß, der Herrn Timm sehr unsanft über das Trottoir weg gegen die Wand schleuderte. Im

nächsten Augenblick hatte sich die Thür des Palais hinter Schmenckel geschlossen.

Durch den Wortwechsel mit Herrn Timm war er in eine Art von heroischer Stimmung gerathen, die sich ausnehmend zu der Unterredung, welcher er entgegenging, eignete. So geschah es denn, daß er sich weder durch die glänzende Livree des Portiers, noch durch die Pracht der Zimmer, welche er durchschreiten mußte, imponiren ließ. Aber der Muth sank ihm plötzlich wieder und das Herz schlug ihm hoch, als der Bediente jetzt vor einer Thür stehen blieb und leise sagte: „Hier befinden sich Ihre Durchlaucht, treten Sie nur ohne anzuklopfen ein; Sie werden erwartet.“ Herr Schmenckel fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes Haar, räusperte sich, klemmte den abgeschabten Hut fest unter den linken Arm, öffnete mit der Rechten entschlossen, wenn auch vorsichtig, die Thür und trat ein.

Ein rosige Dämmerung umgab ihn, und in der rosigen Dämmerung bemerkte er zwei Frauen, von denen die eine in einem Lehnstuhl am Kamin saß, in welchem trotz des warmen Wetters ein helles Feuer brannte, die andere etwas seitwärts hinter dem Lehnstuhle stand. Beide Frauen richteten, als er sich ihnen näherte, die Augen mit durchdringenden Blicken auf

ihn. Dieser Empfang veranlaßte ihn, kleinere und immer kleinere Schritte zu machen und dann, nachdem er den Raum zwischen Thür und Kamin kaum halb zurückgelegt hatte, plötzlich stehen zu bleiben.

„Treten Sie näher, lieber Freund,“ sagte die Dame, die hinter dem Stuhle stand.

Herr Schmenckel trat noch zwei sehr kleine Schritte heran und blieb abermals stehen, fest entschlossen, den auf ihn gerichteten funkelnden Augen, komme, was da wolle, nicht eine Linie näher zu treten.

„Sie sind der Mann, der an den Grafen Malitzewsky vorgestern geschrieben hat?“ fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden.“ Herrn Schmenckel war es, als ob diese Worte, die doch er ohne Zweifel selbst hervorgebracht hatte, am anderen Ende des Saals von einem Andern gesprochen würden. Dies trug durchaus nicht dazu bei, seine heroische Stimmung von vorhin, die durch die rosige Dämmerung und die blitzenden Augen schon wesentlich beeinträchtigt war, wieder aufzufrischen. Er wurde sehr roth und räusperte sich, um sich zu überzeugen, daß wirklich er es sei, der mit den Damen sich unterhalte.

„Sie heißen Schmenckel?“ fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Und waren vor vierundzwanzig Jahren in Petersburg?“

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Und kamen zu der Zeit manchmal ins Hotel Letbus?“

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Kennen Sie mich noch?“

Herr Schmenckel richtete seine Augen, die überall im Zimmer, nur nicht auf den beiden Frauen geweilt hatten, auf die Sprecherin und sagte nach einigem Bedenken:

„Ich sollt's halt meinen, obgleich ichs just nit beschwören möcht! Wenns nit gar so lang her wär', wollt' ich sagen, Sie sind die Nadeska, das Kammermadel von der gnäd'gen Frau, die mir im Anfang immer die Billeters und die Rosensträucher von der gnäd'gen Frau in den schwarzen Bären brachte.“

Nadeska beugte sich über die Gebieterin und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, worauf diese in demselben Ton etwas erwiederte. Darauf entfernte sich Nadeska.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Schmenckel?“ sagte die Fürstin, sobald sie allein waren.

Herr Schmenckel nahm ihr gegenüber auf dem Rande eines Lehnstuhls Platz.

„Kennen Sie denn auch noch mich?“ fragte die Dame.

Herr Schmenckel verbeugte sich, indem er dabei die Hand aufs Herz legte.

„Warum haben Sie sich nicht direct an mich gewandt?“ fuhr die Fürstin im Tone sanften Vorwurfs fort; „weshalb mußten Sie den Grafen in's Vertrauen ziehen? Bin ich jemals ungroßmüthig gegen Sie gewesen? war es meine Schuld, wenn unsre letzte Zusammenkunft so endete?“

Herr Schmenckel wollte etwas erwiedern, aber die Fürstin ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch lebten und wo Sie lebten, ich würde reichlich für Sie gesorgt haben; ja, ich bin noch diesen Augenblick gern dazu bereit. Aber unter einer Bedingung: brechen Sie jede Verbindung mit dem Grafen ab, lassen Sie sich nie wieder bei ihm sehen, und vor allen Dingen, wagen Sie nie, sich dem Fürsten zu nähern! So lange Sie diese Bedingungen halten, fordern Sie, was Sie wollen, und wenn Alexandrine Letbus es erfüllen kann — es soll geschehen.“

Die Fürstin streckte flehend ihre durchsichtigen

Hände aus; ihr schwarzen Augen schimmerten wie von Thränen; die rosige Dämmerung verklärte ihre bleichen, noch immer schönen Züge. Herr Schmenckel hatte ein empfindsames Herz in seiner breiten Brust und die Demuth der vornehmen Dame rührte ihn tief.

„Lassen's mich auch einmal sprechen, gnäd'ge Frau;" sagte er; „ich bin der Schandbub nit, den Sie aus mir machen. Es wär' mir ja halt nimmer eingefallen, Ihro Gnaden, dem Herrn Grafen je so ein Brief zu schreiben, wenn ich nit von einem kreuzschlechten Menschen — Timm ist sein Name — dazu beredet worden wär'. Ich wußt' ja gar nit, daß der Caspar Schmenckel aus Wien einen so gar vornehmen Herrn Sohn hätt'! Aber der Timm sagt' zu mir: auf den Busch klopfen, sagt' er', kann man immer, das schadet nit. Da hat er mir den Brief geschrieben und selbst zum Grafen getragen. Der ist noch an demselben Abend zu mir in den Dustern Keller gekommen und hat gesagt, daß es ihm recht sei, wenn ich Ew. Gnaden, der Frau Fürstin, 's Leben bissel sauer machte; aber an den Fürsten selbst sollt' ich mich nit wenden, dann wär' der Spaß mit einem Male vorbei. Und dann wär's auch zu viel, was ich gefordert hätt', ein viertel so viel wär' auch genug; er wollt selbst deswegen mit Ew. Gnaden, der

Frau Fürstin, sprechen, und heut' Vormittag sollt' ich zu ihm kommen und da sollt' ich's Geld in Empfang nehmen. — Nun mögen Ew. Gnaden, die Frau Fürstin, es glauben oder nit, aber der Schmenckel aus Wien ist 'ne ehrliche Haut, die Niemand nix zu Leid thun kann, geschweige denn einer schönen Dame, die mal sehr gut zu dem armen Caspar gewesen ist. Und als nun Ew. Gnaden zu mir schickten und mir sagen ließen: ich sollt halt nur mal selber vorsprechen, da sagt' ich zu mir: Caspar, sagt' ich, geh' zur gnäd'gen Frau und sag' ihr so und so, und sie sollt' nur ruhig sein, der Schmenckel würd' sich nimmer wieder bei ihr sehen lassen und was das Geld anbetrifft, ich sag' Ew. Gnaden, nicht ein Kreuzer davon könnt' ich anfassen, wenn auch gleich ein Gulden d'raus würd'. Und so Ew. Gnaden, Frau Fürstin, Gott befohlen! und wenn wir uns nit wiedersehen sollten, bleiben's hübsch gesund und haben's nur kein' Angst vor dem Caspar Schmenckel; der thut Ihnen nimmer was. Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden."

Mit diesen Worten erhob er sich und machte seine schönste Verbeugung; die Fürstin schien sehr gerührt.

„Guter Mann," sagte sie mit zitternder Stimme. Ihre Augen weilten mit Wohlgefallen auf der her-

kulischen Gestalt des Mannes, der der Vater ihres Sohnes war. Die außerordentliche Aehnlichkeit Beider, sowohl in Figur, als Gesichtsbildung, erfüllte sie mit einer wehmüthigen Freude. Sie dachte der Tage, wo dieser Mann, ein Löwe an Kraft und Gewandtheit, wenn nicht ihr Herz, so doch ihre Phantasie beherrscht, aber in demselben Augenblicke überkam sie auch die Furcht, der Sohn könne den Vater bei ihr finden, — ihr Sohn, der stolze, jähzornige Mann könnte jemals erfahren, daß der Possenreißer, der Seiltänzer sein Vater, der Vater des Fürsten zu Waldernberg sei.

„Du mußt fort,“ sagte sie hastig; „hier“ — sie streifte von ihrem Finger einen prachtvollen Ring, dessen Brillanten im Schein des Feuers in allen Farben des Regenbogen blitzten, — „keinen Widerspruch! nimm! ich habe ihn lange getragen, schon damals, als Dich Nadeska zum ersten Male zu mir führte; nimm ihn zum Andenken an Alexandrine Letbus! Doch jetzt fort, fort!“

Sie berührte die Feder der silbernen Glocke, die neben ihr auf dem Tische stand. Nadeska trat herein.

„Führe ihn hinaus. Sorge, daß Euch Niemand sieht.“

Nadeska ergriff Herrn Schmenckel, der gern noch

etwas erwidert hätte, aber zu verlegen und zu verwirrt war, um ein Wort hervorbringen zu können, bei der Hand und zog ihn durch eine Tapetenthür, die links neben dem Kamine auf einen schmalen Corridor ging, von welchem man auf einer Nebentreppe in den Hof gelangte.

Die Fürstin sank erschöpft in die Kissen ihres Lehnstuhls zurück und bedeckte Stirn und Augen mit der Hand. Sie bemerkte nicht, daß eine Portiere, rechts neben dem Kamin, deren Falten sich schon einige Mal während ihrer Unterredung mit Herrn Schmenckel leise bewegt hatten, auseinandergeschlagen wurde und der Fürst hereintrat. Sie hörte ihn erst, als er dicht vor ihr stand. Sie schlug die Augen auf und in demselben Momente stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, — sein unerwartetes Erscheinen und ein Blick in das todesbleiche, wildverstörte Antlitz sagte ihr, daß er Alles gehört habe.

„Gnade, Raimund, Gnade!" schrie sie, die krampfhaft gefaltenen Hände zu ihm emporstreckend.

Raimund's breite Brust hob und senkte sich, als wehre sie sich gegen eine fürchterliche erdrückende Last und seine Stimme klang wie ein heiseres Röcheln, als er jetzt, nach der Thür, durch die Schmenckel sich entfernt hatte, deutend, sagte:

„War dieser Mann, der so eben von Dir ging, mein Vater?“

„Gnade, Raimund, Gnade! willst Du Deine Mutter tödten?“

„Besser Du hättest mich nie geboren, als von einem solchen Vater!“

Der gewaltige Mann zitterte, als ob ein heftiges Fieber ihn schüttelte — ein Stöhnen, das schauerlich durch das prächtige Gemach hallte, brach aus seiner Brust.

„Um aller Heiligen willen, Raimund, höre mich an; ich will Dir Alles sagen.“

„Ich brauche nichts mehr zu hören. Ich weiß nur schon zu viel. Der Graf hat mich Bastard gescholten; ich glaubte, er sei wahnsinnig; er hat mir nur den rechten Namen gegeben.“

Er griff mit den Händen nach der Seite, — er hatte den Degen im Vorzimmer abgelegt. Seine Augen blickten wild umher, als suche er eine Waffe. Seine Mutter verstand den Blick:

„Raimund, Raimund, was willst Du thun?“

„Der Sache so schnell als möglich ein Ende machen.“

„Kein Mensch wird es je erfahren —“

„Wird es erfahren? Wer weiß es denn noch

nicht? Nadeska, der Graf, dieser Mann, — soll meine Ehre, mein Rang, mein Vermögen von der Laune einer Kammerfrau, von der Discretion eines herzlosen Roué's, von der Schweigsamkeit eines Straßenhelden abhängen? soll ich warten, bis es die Leute auf der Gasse mir nachrufen?"

„Ich will die Menschen tödten, welche es wissen; sie sollen sterben — Alle sollen sie sterben, wenn nur Du mir bleibst."

„Und wenn sie stürben, und wenn Niemand es wüßte, als Du und ich; ja Mutter, wenn Du gestorben wärst und das Geheimniß wäre in meiner Brust begraben, ich würde es selbst da nicht sicher glauben; ich würde mich und meine Schmach in dem tiefsten Grund der Erde verbergen."

Die Fürstin bedeckte das blasse Gesicht mit den mageren Händen. Aber hier war keine Zeit, sich müßigem Jammer hinzugeben. Sie kannte den Charakter ihres Sohnes zu wohl, um nicht zu wissen, daß es sich hier um Tod und Leben handele.

„Raimund," rief sie, wieder emporschnellend; „Du tödtest nicht blos Dich, Du tödtest auch mich. Bist Du doch mein Alles, meine Sonne und mein Licht! Ich habe nie ein Kind gehabt, außer Dir. Du weißt nicht, was es heißt, ein Kind haben und lieben, noch

dazu, wenn man wie ich, so unglücklich im Leben war! Ich habe den Grafen nie geliebt. Wie konnte ich auch einen Roué lieben, der seine Kraft wie sein Vermögen in den abscheulichsten Ausschweifungen vergeudet hatte. Ich wurde seine Gemalin, weil — weil der Czar es wollte. Und ich war damals noch so jung, und so leichtsinnig, aufgewachsen in dem Glanz und der Ueppigkeit des glänzendsten nnd üppigsten Hofes. Ich war dem Grafen nicht treu — so wenig wie er mir, ihm war es im Grunde gleich; aber er wollte eine Gewalt über mich erlangen, die mich zwang, seiner sinnlosen Verschwendung machtlos zuzusehen. Er hatte mir sicher schon lange aufgelauert, bis es ihm endlich, ich weiß noch heute nicht durch welchen unglücklichen Zufall oder durch welchen schändlichen Verrath gelang, mir das Geheimniß zu entreißen. Seit dem Augenblick ist mein Leben ein Leben unter des Henkers Beil gewesen, daß mich vor der Zeit zu einer alten Frau gemacht hat. Ich habe nichts gehabt, als Dich und Deine Liebe — die einzigste warme Stelle in einer eisig kalten Welt. Raubst Du mir die, so muß ich unterliegen. Raimund, ist dies der Dank für alle meine Liebe?"

Der Sohn hatte, während die Mutter so Wahrheit und Dichtung künstlich und klüglich mischte, mit

einer Miene zugehört, die so finster war, wie eine schwarze Gewitterwand.

„Gieb mir die Möglichkeit, zu leben," sagte er, „und ich will leben. So kann ich es nicht. Ich kann nicht leben mit dem Bewußtsein, daß mein Blut nicht edler ist, als das, welches in den Adern meines Stallknechts fließt."

„Bin ich nicht Deine Mutter?"

„Ist jener Proletarier nicht mein Vater?"

„Ja, Raimund, er ist es; und ihm verdankst Du die stolze Kraft, ihm verdankst Du, daß alle andern Männer neben Dir Schwächlinge sind. Wolltest Du lieber des Grafen Sohn sein, der Erbe seiner marklosen Schwäche, seines vergifteten Blutes? Und wähnst Du denn, daß in den Adern unseres Adels nur adliges Blut rollt? daß Dein Fall der einzige ist, wo ein entartes Geschlecht durch gesundes Proletarierblut sich wieder regenerirt hat? Soll ich Dir aus unsern Kreisen einige Anekdoten erzählen? Dir sagen, von wem Deine Freundin Ludmilla ihre bezaubernden schwarzen Augen, und Dein Jugendfreund, der Graf Michail Oronzoff, sein lockiges, blondes Haar hat? Und glaubst Du, daß es in anderen und höheren Regionen anders und besser ist?"

Die Fürstin hob sich halb aus ihrem Stuhl empor

und flüsterte einige Worte so leise, daß sie nur eben das Ohr des Sohnes erreichen konnten. Er aber schüttelte finster den Kopf.

„Steht es so mit uns?“ sagte er, „so mögen wir nur unsere Degen zerbrechen und unsere Wappenschilder in den Koth werfen. Ich habe meine Ehre blank gewahrt; ich habe keine Schuld, aber ich will die Schuld der Anderen sühnen, ehe sie noch größer wird, ehe ich, ohne es zu wissen und zu wollen, tiefer in diesen Sumpf gerathe. Weißt Du, daß der Mann, mit dem ich vor drei Tagen unter den Akazien in ein Handgemenge gerieth, jener Mann war?“ — der Fürst deutete nach der Thür, durch die sich Herr Schmenckel entfernt hatte — „weißt Du, daß ich um ein Haar meinen Degen mit dem Blute dessen gefärbt hätte, der mich erzeugt hat? Nein, nein! das Maß ist schon übervoll.“

„Und Deine Braut?“

Der Fürst zuckte zusammen.

„Helene!“ murmelte er; „o, mein Gott, mein Gott.“

Die Fürstin sah, wie tief dieser Pfeil ihm ins Herz gedrungen war. Ein Schimmer von Hoffnung, sie könne in diesem Kampfe doch noch Siegerin bleiben ging ihr auf.

„Willst Du Dein höchstes Glück vernichten? diesen Engel von Dir weisen? willst Du Dich vor ihr erniedrigen, vor ihr, der Stolzen, der Schönen? Unmöglich kannst Du das! Du bist gefesselt an das Leben mit Ketten von Stahl und mit Ketten von Rosen. Die einen kannst Du, die andern darfst Du nicht zerreißen.“

„Es ist vergeblich,“ sagte der Fürst; „Du kannst mir diese fürchterliche Last hier — er legte die Hand auf die Brust — nicht wegreden. Lebe wohl!“

Er wandte sich zu gehen.

„Raimund!“ kreischte die Fürstin, von ihrem Stuhl emporfahrend und den Sohn umklammernd, „was hast Du vor?“

„Nichts Schimpfliches, davon sei überzeugt,“ sagte er, indem er sich mit sanfter Gewalt aus ihren Armen loszumachen suchte. „Lebe wohl!“

„So gehe hin, Barbar, und tödte“ — sie konnte nicht ausreden; die ungeheure Aufregung dieser beiden letzten Scenen war zu viel für ihre zerrütteten Nerven sie sank ohnmächtig in ihren Stuhl.

In diesem Augenblicke kam Nadeska zurück. Ein Blick auf die Scene im Salon sagte ihr, was geschehen war.

„Sie werden die Aermste tödten,“ rief sie, indem

sie der Ohnmächtigen zu Hülfe eilte. „Und weshalb das Alles? Es wird nie verrathen werden.“

Der Fürst lachte. Es war ein schauerliches Lachen.

„Meinst Du Nadeska?“ sagte er; „wenn Du nun aber im Schlafe sprächest? oder hast Du auch Deine Träume an die Fürstin verkauft?“

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und stürzte fort.

Elftes Kapitel.

Als der Fürst, wie ein von den Furien gejagter Orest, durch die Vorzimmer eilte, begegnete er der Baronin Grenwitz, die von der Fürstin Abschied zu nehmen kam. Er glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, als sie ihn mit ihren großen grauen Augen starr und prüfend in's Gesicht sah. Sie sagte etwas zu ihm, aber er hörte nicht, was es war. Es sauste ihm in den Ohren. Er stieß einen unarticulirten Ton aus, der eine Entschuldigung vorstellen sollte. Dann stürzte er fort.

Die Baronin sah ihm mit düsteren, misttrauischen Blicken nach.

Anna Maria hatte, seitdem sie das Palais betreten, keine frohe Minute gehabt. Der Empfang gestern Abend hatte sie auf die peinlichste Weise berührt. Die erzwungene Haltung des Fürsten, die vergeblichen Bemühungen der Fürstin, einen freundlicheren Ton in

der Gesellschaft hervorzurufen, der kaum verschleierte Hohn, mit welchem der Graf jedes wärmere Wort lächerlich zu machen suchte — das Alles hatte sie mit banger Sorge für Helenens Zukunft erfüllt. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos dagelegen und darüber geräthselt, in welchem Winkel des Hauses wohl das Skelett stehe, das aller Behaglichkeit so derb auf die Finger klopfe, und sie war — sie wußte selbst nicht warum — immer wieder zu dem Resultat gekommen, die Fürstin habe sich einmal in ihrem Leben eine Untreue zu Schulden kommen lassen, und müsse sich dafür noch heute die Tyrannei des Grafen gefallen lassen. Vielleicht, daß zu diesem Resultat die allerdings auffallende Unähnlichkeit des Vaters und des Sohnes mitgewirkt hatte.

So war sie in der übelsten Laune, und mit heftigem nervösen Kopfschmerz dazu, sehr spät aufgestanden und hatte es gar nicht ungern gesehen, daß Helene am Nachmittag ihre Freundin Sophie zu besuchen fuhr. Kaum war Helene aus dem Hause, als ihr zwei Briefe überbracht wurden, der eine aus Grünwald, der andere aus der Stadt. Sie erbrach den Grünwalder Brief zuerst. Die Nachricht von Malte's Krankheit erfüllte sie mit namenloser Angst. Sie hatte von seiner Geburt an für sein Leben ge-

fürchtet; so sollte ihre Furcht also doch in Erfüllung gehen! Und wenn Malte starb — was Gott in seiner großen Gnade noch gnädig verhüten wolle! — so fiel, da jetzt ja auch Felix nicht mehr war, das Majorat an einen Hauptmann von Grenwitz, den Sohn von ihres verstorbenen Gemals Vetter, diesen Hungerleider, den sie nie hatte ausstehen können, der immer aussah, als ob er nach dem Majorat schnappe, wie ein Hecht nach seiner Beute. Der sollte fortan Herr sein auf Grenwitz? Wahrhaftig, da wäre es ihr noch lieber gewesen, wenn es sich herausgestellt hätte, daß Oswald Stein Harald's rechtmäßiger Sohn war!

Mechanisch erbrach sie den zweiten Brief. Er war von Albert Timm und lautete:

„Gnädige Frau! Nach unserer letzten Begegnung werden Sie es selbstverständlich finden, daß ich die Waffen, die ich bis dahin für Sie gebraucht hatte, gegen Sie wandte. Herr Stein ist von Allem unterrichtet. Ehe ein Jahr vergeht, ist er — verlassen Sie sich darauf! — Herr von Stantow und Bärwalde und Sie werden überdies die Zinsen von vierundzwanzig Jahren zu zahlen haben, d. h. Sie werden ruinirt sein. Ich könnte mir nun schadenfroh die Hände reiben; aber Albert Timm ist eine gutmü-

thige Seele und will Ihnen zum Dank für Ihren Undank einen guten Rath geben. Machen Sie Friede mit Herrn Stein, bevor es zu spät ist! Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß, den man noch dazu verliert. Ich schicke Ihnen den Gegner noch heute zu, empfangen Sie ihn freundlich und wenn Sie ganz klug sein wollen, geben Sie ihm Ihre Tochter, die er bis zur Raserei liebt. Mit der fürstlichen Heirath ist es so wie so nichts, sintemalen der Fürst nicht eines Grafen, sondern eines Seiltänzers Sohn ist und die Sache so steht, daß die Welt nächstens mit einem großartigen Scandal erfreut werden dürfte. Doch widerstehe ich dem Wunsch, Ihnen über diese interessante Sache nähere Aufklärungen zu geben, die Sie wahrscheinlich ebenso unbeachtet lassen würden, als gewisse andere Enthüllungen. Vielleicht, daß Sie nach der Unterredung mit Herrn Stein anderes Sinnes werden und sich vor allem auch überzeugen von der aufrichtigen Freundschaft, mit der ich verbleibe" u. s. w.

Zu jeder andern Zeit würde die Baronin in diesem Brief nur einen neuen Versuch von Seiten des Herrn Timm, die verloren gegangene Position wiederzugewinnen, gesehen haben, aber heute Morgen war ihr Gemüth verdüstert, daß ihr Alles und so auch

dieser Brief in einem andern Lichte erschien. War denn am Ende in dieser Welt des Lugs und Trugs nicht Alles möglich? Daß diese Timm mehr wußte als andre Leute, lag auf der Hand, und jedenfalls war doch die Consequenz merkwürdig, mit welcher er die Wahrheit seiner Behauptung aufrecht erhielt; ja, hatte nicht Felix noch durch seine letzten Briefe bewiesen, daß er an dem Factum selbst in keiner Weise zweifle?

Die sonst so energische Frau fühlte sich ganz erdrückt unter der Wucht all dieser Sorgen. Und nun kam Helene, nach der sie geschickt hatte, gar nicht wieder zurück! und in einer Stunde ging der Zug, den sie benutzen mußte, wenn sie noch morgen früh in Grünwald sein wollte! und noch waren die Sachen nicht gepackt, noch nicht entschieden, ob Helene bleiben oder mitkommen wollte, noch nicht von der Fürstin und dem Fürsten Abschied genommen! Doch das Letztere konnte ja auch in Helenen's Abwesenheit geschehen. Der Drang des Augenblicks entband von den strengen Vorschriften der Etiquette und hatte sie doch die Fürstin gestern Abend gebeten, zu jeder Zeit unangemeldet zu ihr zu kommen!

So verließ denn Anna Marie ihr Zimmer und schritt eilig über die Corridore und durch die Vor-

zimmer, als plötzlich die Thür, die zu dem Gemach der Fürstin führte, aufgerissen wurde, der Fürst, offenbar in der fürchterlichsten Aufregung, herausstürzte und ohne ihr Rede zu stehen, weiter eilte.

„Das ist doch seltsam;" sagte die Baronin. Da wurde die Thür wieder aufgerissen, Nadeska kam eilends mit verstörtem Gesicht heraus.

„Wo ist die Fürstin?" fragte die Baronin.

„Drinnen. Sie ist krank; es kommt Niemand auf mein Klingeln. Ich wollte eben die Leute holen."

„Thun Sie das," sagte die Baronin, „ich will unterdessen bei ihrer Durchlaucht bleiben."

Nadeska schien dies Arrangement keineswegs zu gefallen, aber sie hatte keinen Grund, der Baronin den Zutritt zu verweigern. Sie eilte fort, während Anna Marie in die rosenrothe Dämmerung von der Fürstin Gemach trat.

Diese lag noch in ihrem Lehnstuhl am Kamin. Die halbgeschlossenen Augen und die krampfhaft zuckenden Finger zeigten, daß der umnachtete Geist noch immer vergebens nach Bewußtsein rang.

„Schaff mir meinen Sohn zurück, Nadeska," murmelte sie; „er soll nicht mit dem Herkules ringen; der Vater ist stärker, wie der Sohn. Siehst Du, siehst Du, wie er ihn um den Leib packt und in die

Höhe hebt, jetzt wird er ihn zu Boden schleudern, hier gerade zu meinen Füßen, da, da" —

Die Unglückliche verfiel in Weinkrämpfe, in die sich gräßliches Lachen mischte. Zwischendurch phantasirte sie:

„Laßt es nur den Grafen nicht wissen; der Graf sagt's der Baronin, die Baronin sagt's der schönen Tochter und hernach will die schöne Tochter den Seiltänzersohn nicht. Da kommt er schon mit dem zerschmetterten Kopfe —"

Ein fürchterlicher Schrei brach aus der Brust der Gemarteten. Sie fuhr in die Höhe und starrte die Baronin mit verstörten Blicken an. Gleich darauf sank sie auf's neue bewußtlos in den Stuhl zurück. Da kam Nadeska mit ein paar russischen Mägden. Der Kammerfrau schien sehr viel daran gelegen, die Baronin zu entfernen."

„Die Fürstin hat oft diese Anfälle," sagte sie in ihrer glatten, demüthigen Weise, während die Dienerinnen die Ohnmächtige aufhoben und in ihr Schlafgemach trugen. „Sie muß dann ganz allein sein; die Nähe jeder fremden Person verschlimmert ihren Zustand."

„Ich werde nicht stören, meine Liebe," sagte die Baronin kalt, „um so weniger, als ich noch in dieser

Stunde abreisen muß. Ich werde mich schriftlich bei Ihrer Durchlaucht entschuldigen."

„Was soll das bedeuten?" sagte Naldeska; „weiß die auch schon mehr, als sie wissen dürfte?"

Die Baronin begab sich in einer unbeschreiblichen Aufregung in ihre Gemächer zurück. Was hatte sie gesehen! was gehört! der wahnsinnige Anblick des Fürsten, die wildverworrenen Reden der Fürstin, das verdächtige Benehmen der Kammerfrau, die offenbar in diesem Familiendrama hinter den Coulissen nur zu gut Bescheid wußte — was sollte sie denken? was sagen? was thun? . . . Es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß diese in ihrer Weise kluge und sicherlich höchst energische Frau vollständig rathlos war. Aber sank nicht der Boden unter ihren Füßen? brach nicht wie morsches Rohr zusammen, was sie für stolze unzerstörbare Pfeiler ihres Glücks gehalten? Der Fürst ein Bastard! ein jahrelang mühsam verborgen gehaltenes Familiengeheimniß der schimpflichsten Entdeckung nahe! und in ihrem eigenen Hause. stand es denn da besser? ihr Sohn, der rechtmäßige Erbe des Vermögens, zum Tode erkrankt — der illegitime Sproß des Vorgängers in der Herrschaft aus der Verschollenheit auftauchend, in der Rechten ein Testament, das ihn zum Herrn des Ver-

mögens machte, welches die Baronin seit ihrer Verheirathung als das ihrige angesehen hatte! Wo, wo ein Ausweg aus diesem Labyrinth? Und was würde Helene zu dem Allen sagen? wie würde ihr Stolz sich winden, wenn sie erfuhr, daß der Diamantenschmuck des fürstlichen Ranges, nichts war, als schnödes schlechtes Glas, mit dem zu schmücken, eine Courtisane sich wohl bedacht hätte.

Da rollte schnell ein Wagen in den Hof des Palais. Es war Helene. Der Baronin schlug das Herz, als ob jetzt erst die Entscheidung eintrete. Ein paar bange Augenblicke und die schöne Tochte eilte, bleich und verstört, in das Zimmer und warf sich der Mutter mit einer Leidenschaftlichkeit in die Arme, die gegen ihre sonstige gemessene, fast kalte Haltung eigenthümlich abstach.

„Gott sei Dank, daß Du kommst!" sagte Anna Maria; „ich muß fort; ich wollte Dich fragen, ob Du mich begleiten willst?"

„Kannst Du das fragen?" rief Helene; „ich hier bleiben und ohne Dich? hier, wo mich die Mauern erdrücken!" —

„So bist Du nicht gern hier, Helene?"

„Nein, nein! ich liebe den Fürsten nicht; ich habe ihn nie geliebt!"

Und Helene verbarg ihr Gesicht an dem Busen der Mutter.

Die Baronin war aufs höchste überrascht. Was Helene da sagte und noch mehr, der Ton, in welchem sie es sagte, dazu ihr seltsam von Leidenschaft durchglühtes Wesen gaben ihr einen nie geahnten Einblick in das Herz des jungen Mädchens. Sie hatte ein dunkles Gefühl davon, daß ihr große weite Regionen des Lebens bisher gänzlich verborgen geblieben waren, und daß sie, trotz all der Klugheit, auf die sie sich so viel zu gute that, bisher im Dunkeln getappt hatte.

„Warum hast Du ihm denn Dein Wort gegeben?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht; ich war — ich wußte nicht, was ich that. Aber jetzt weiß ich es; ich kann den Fürsten nicht heirathen; ich muß mein Wort zurück haben; wenn Du darauf bestehst, daß ich es halte, so muß ich sterben.“

„Und wenn ich nun nicht darauf bestehe?“

Die Reihe, in Erstaunen zu gerathen, war jetzt an Helenen; sie sah die Baronin mit verwunderten Augen an.

„Was ich Dir sage, mein Kind. Ich habe heute Morgen Entdeckungen gemacht, die mich, milde gesprochen, sehr stutzig gemacht und mir die Ueberzeu-

gung eingeflößt haben, daß wir in der ganzen Angelegenheit mit einem Mangel an Vorsicht zu Werke gegangen sind, der sich möglicherweise sehr schwer hätte rächen können."

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter," sagte Helene.

„Ach, es ist auch kaum zu begreifen," klagte Anna Maria, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich bin eine unglückliche Frau!"

Und die Baronin warf sich wie gebrochen in einen Stuhl und fing an bitterlich zu weinen.

Helene hatte die Mutter noch nie weinen sehen. Der ungewohnte Anblick rührte sie tief. Sie kniete neben ihr nieder und suchte sie mit schmeichelnden, freundlichen Worten zu trösten. Aber es war vergeblich.

„Es ist nicht nur dies, obschon es schon schlimm genug ist," schluchzte Anna Maria, „auch wir sind mit einer ähnlichen Schmach bedroht" — und in dem Drang des Moments, getrieben von dem Verlangen aller Hülflosen, sich, koste es was es wolle, an einen Anderen anzuschließen, erzählte sie in fliegender Worten von den Ansprüchen, die Oswald möglicherweise auf ihr Vermögen habe, und daß, wenn diese Ansprüche gerichtlich anerkannt würden, sie, die Mutter und die Tochter, Bettlerinnen seien.

Helene hatte dieser Erzählung in athemloser Spannung zugehört. Ihre Farbe wechselte in jedem Augenblick; ihre Augen waren fest auf die Mutter geheftet, ihre Hände hielten die Hände der Mutter krampfhaft umfaßt.

„Bettlerinnen, sagst Du? besser das, und ein reines Gewissen haben, als in der Fülle dieses Glanzes vor Seelenangst vergehen! Komm, Mutter, ich fürchte mich nicht vor der Armuth! Du hast mir oft gesagt, daß Du arm gewesen bist, ehe Du den Vater heiratheteſt. Warum soll ich etwas vor Dir voraushaben? ich sehe nicht, daß Dich der Reichthum glücklich gemacht hat, auch den Vater nicht; er hat es mir in seinen letzten Augenblicken gestanden. Ich habe es noch eben mit meinen eigenen Augen gesehen, wie viel glücklicher, als wir, die Menschen sind, die nichts haben, als ihre Liebe; auf nichts vertrauen, als auf ihre eigene Kraft. Ich habe Kraft; ich kann und will für Dich arbeiten, wenn es nöthig sein sollte. Aber jetzt laß uns fort von hier. Du bist krank und angegriffen, Deine Hände sind eiskalt und Deine Stirn brennt — bleib hier sitzen. Ich will Deine Sachen packen. Du brauchst Dich um nichts zu bekümmern, ich bin in fünf Minuten fertig.“

„Nein,“ sagte die Baronin, „laß das mich mit

Hülfe unserer Marie besorgen. Du kannst ein anderes Geschäft übernehmen. Wir können nicht fort, ohne wenigstens schriftlich von der Fürstin Abschied zu nehmen, da ihr Unwohlsein und unsre Eile nichts Anderes zuläßt. Schreib ihr in wenigen Worten: freundlich und höflich, nicht mehr und nicht weniger, als das unumgänglich Nothwendige."

„Ich will es thun," sagte Helene, indem sie sich an das Bureau setzte, während die Mutter sich in die Schlafgemächer begab.

Helene hatte kaum die Feder in der Hand, als ein Geräusch hinter ihr sie von dem Papier aufblicken machte. Mitten im Zimmer stand Oswald, bleich wie der Tod, die großen im Fieber leuchtenden Augen auf sie gerichtet. Helene war so erschrocken, daß ihr die Stimme versagte, daß Sie keine Bewegung zu machen im Stande war. Sie glaubte im ersten Moment eine Erscheinung zu sehen.

Oswald mochte das bemerken.

„Ich bin es wirklich," sagte er; „verzeihen Sie mein plötzliches Erscheinen. Ich fragte nach der Baronin; man hat mich hierher gewiesen."

„Ich will die Mutter rufen," sagte Helene, indem sie sich erhob.

„Bleiben Sie," sagte Oswald; „ich bitte Sie

darum; ich habe nur zwei Worte zu sagen; ich sage sie Ihnen lieber und leichter, als der Baronin."

In Oswald's Erscheinung und Wesen lag etwas so Feierliches, daß Helene nicht den Muth fand, seine Bitte abzuschlagen.

„Wollen Sie sich nicht setzen," sagte sie tonlos, indem sie sich wieder in ihren Stuhl sinken ließ und auf einen anderen in ihrer Nähe deutete.

Oswald setzte sich.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Ihnen Ihre Frau Mutter von gewissen Intriguen erzählt hat, mit denen Sie seit einiger Zeit belästigt wird und deren Seele Herr Timm ist?"

„Ich habe heute Morgen das erste Wort davon gehört."

„Ebenso wie ich. Und das ist es gerade, was mich hierher getrieben hat. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ja, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich denken müßte, daß Sie, Fräulein von Grenwitz, glauben könnten, ich hätte mich je so unwürdiger Mittel und eines so niedrigen Werkzeugs gegen Sie bedienen können. Wollen Sie das auch Ihrer Frau Mutter sagen?"

„Ich will es."

„Und sagen Sie ihr auch, und glauben vor allem

Sie selbst es mir, daß ich nichts so schmerzlich beklage, als daß man Sie je mit dieser Sache behelligt hat."

„So ist Alles doch nur eine Erfindung des Herrn Timm?"

„Nein, mein Fräulein," erwiderte Oswald mit traurigem Lächeln, eine Erfindung jenes Menschen ist es nun wohl nicht. Ich fürchte nur zu sehr, daß es die lautere Wahrheit ist, und das ist der zweite Grund, weshalb Sie mich hier sehen."

„Sie glauben doch nicht, daß wir uns jemals sträuben würden, gerechte Ansprüche anzuerkennen?"

„Sie werden gar nicht in diesen Fall kommen; ich fühle keinen Wunsch in mir, diese Ansprüche zu erheben. Ich würde das nie und unter keinen Umständen gethan haben, und jetzt am allerwenigsten."

Er warf einen Blick im Zimmer umher. Die Pracht der Ausstattung erinnerte ihn schmerzlich daran, wo er war.

„Jetzt am allerwenigsten," wiederholte er; „hier sind die Papiere, die in dieser unglücklichsten aller Geschichten beweisend sind. Ich wünsche, daß Ihre Frau Mutter sie in Gewahrsam nimmt, um auf alle Fälle gegen die Machinationen jenes Menschen gesichert zu sein."

Er legte das Packet Papiere, welche ihm Timm vor einigen Stunden überbracht hatte, vor Helene auf das Bureau, und verbeugte sich zum Abschied.

„Einen Augenblick noch, mein Herr," sagte Helene; indem sie sich ebenfalls erhob; „glauben Sie, daß meine Mutter, daß ich ein solches Geschenk, denn weiter würde es doch nichts sein, annehmen werden? Was hat Ihnen das Recht gegeben, so klein von uns zu denken?"

„Ich glaube nicht, mein gnädiges Fräulein, daß Ihr Stolz diesmal ganz an der rechten Stelle ist. Es handelt sich selbverständlich nur um mich, der ich den sehr verzeihlichen Wunsch habe, mich von einem häßlichen Verdachte zu reinigen. Es war unnöthig, mich daran zu erinnern, daß es der Mutter des Majoratsherrn von Grenwitz, daß es der Braut des Fürsten zu Waldernberg ziemlich gleichgültig sein kann, ob sie ein paar hunderttausend Thaler mehr oder weniger im Vermögen haben."

„Die Verhältnisse haben keinen Einfluß auf unsere Pflichten," erwiderte das junge Mädchen, sich aufrichtend und die schöne Lippe verächtlich krümmend: „und glauben Sie nur nicht, daß es der Stolz des Reichthums und des hohen Ranges ist, der mich so gleichgültig gegen Ihr Anerbieten macht. Diesen Augen-

blick sind wir im Begriff nach Grünwald abzureisen, wo mein Bruder auf den Tod erkrankt ist, und dort auf dem Pult liegt der Anfang eines Briefes, worin ich der Fürstin zu schreiben gedachte, daß ich nun und nimmermehr die Gattin ihres Sohnes werden könne.“

Die dunklen Augen Helenens leuchteten, das heiße Blut färbte das Incarnat der lieblichen Wangen tiefer — sie war Oswald so schön, so einzig schön nie erschienen. Und das in diesem Moment, wo er bereits im Herzen Abschied genommen von einem Leben, das keinen Reiz mehr für ihn hatte! gerade jetzt mußte ihm diese herrlichste Schönheit, dieses höchste Ideal seiner glänzendsten Träume, nicht in unerreichbarer Ferne — nein, in unmittelbarer Nähe erscheinen, dem kühnen Wunsch, dem festen Willen vielleicht erreichbar! Weshalb sagte sie ihm, daß sie den Fürsten nicht heirathen werde, und sagte es in diesem herausfordernden Ton, wenn sie ihn — den Schwankenden, Treulosen, Wankelmüthigen — nicht demüthigen wollte durch die Kraft des Entschlusses, mit welchem sie der Herrlichkeit entsagte, nur um sich selbst treu zu bleiben?

Diese Gedanken jagten in wilder Flucht durch Oswald's Gehirn, das, überreizt durch Schlaflosigkeit und Fieberträume, mit einer wunderbaren Schnellig-

keit arbeitete und die Resultate complicirtester Gedankenreihen wie in dem Brennpunkt eines Hohlspiegels überblickte. Er wußte, daß sie ihm dies nimmermehr gesagt haben würde, wenn sie ihn nicht zu irgend einer Zeit geliebt hätte, vielleicht noch liebte, und dabei wußte er auch mit unumstößlicher Gewißheit, daß er und sie durch Alles, was geschehen war, auf immer unwiderbringlich von einander geschieden seien. Es war deshalb keine Bitterkeit, sondern nur tiefe Trauer in dem Ton, in welchem er jetzt, die Augen unverwandt auf das himmlisch schöne Antlitz des Mädchens gerichtet, sagte:

„Lassen Sie uns einander nicht mit heftigen, lieblosen Worten betrüben. Wer weiß, ob wir im Leben noch viele Worte mit einander zu wechseln haben werden! Mir ist zu Muthe wie einem Sterbenden, und was ich spreche, spreche ich nicht für mich, der ich keine Wünsche mehr hege, sondern aus innerstem Drang nach der Wahrheit, von deren heiligem Antlitz ich mich nur zu oft im Leben abgewandt habe. Helene, ich habe Sie geliebt von dem Augenblick, als ich Sie zum ersten Male an jenem unvergeßlichen Sommerabend im Park von Grenwitz sah; und ich weiß es auch: wenn ich mir selber treu geblieben wäre, Sie würden mich wieder geliebt haben; Sie

würden einst die Meine geworden sein. Aber, weil ich mich selbst verlassen, haben auch Sie sich von mir gewandt und jetzt liegt zwischen uns eine Kluft, die niemals ausgefüllt werden kann. Und was uns einander auf immer nahe zu bringen schien, — die Entdeckung, die ich heute Morgen machte — hat uns erst recht auf ewig getrennt. Ich fühle es wohl: Sie werden nun und nimmermehr ein Geschenk, wie Sie es nennen, von wir annehmen wollen, und ich wollte eher meine Hand auf glühende Kohlen legen, als sie nach dem Erbe des Mannes ausstrecken, der meine Mutter zur unglücklichsten aller Frauen gemacht hat. Dazwischen giebt es keinen Vergleich, wäre auch alles Andere, wie es sein sollte. Und nun, Helene, ehe wir — wohl auf immer — scheiden, habe ich eine Bitte, reichen Sie mir über die Kluft weg, die uns trennt, die Hand, zum Beweis, daß Sie mir verziehen haben."

Helene legte ihre Hand in die ausgestreckte Hand Oswald's.

So standen sie und sahen sich einander tief in die Augen und wie sie so hineinschauten, sahen sie alle die goldigen Sommermorgenstunden, die sie im Park von Grenwitz unter säuselnden Bäumen verlebt und alle die purpurnen Abende, wo sie durch den grü-

nen Buchenwald bis zum Meeresstrande wanderten — und dann sahen sie nichts mehr, denn ein grauer Thränenschleier hatte sich über die lieblichen Bilder gedeckt.

„Leb wohl, Helene!"

„Leb wohl, Oswald!"

„Für immer!"

„Für immer!"

Oswald preßte die Geliebte nicht in die Arme. Eine heilige Scheu hielt ihn gefesselt. Er ahnte es: die Zeit der Sühne, die ihm noch blieb, war kurz, und, einen neuen Schwur zu besiegeln, den zu halten er keine Kraft in sich fühlte, war kein Entgeld für so viel gebrochene Schwüre.

Er ließ die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, los und — im nächsten Augenblick war Helene allein.

Sie stand noch, die Augen starr auf die Thür, durch die Oswald verschwunden war, gerichtet, als die Baronin wieder in das Zimmer trat.

„Es ist die höchste Zeit, Helene," sagte sie; „der Wagen hält unten. Bist Du bereit?"

„Ja."

„Was sind das für Papiere dort auf dem Tische?"

„Hat er sie nicht wieder mitgenommen?"

„Wer?“

„Oswald.“

„War er hier? was wollte er?“

„Abschied nehmen. Stecke die Papiere zu Dir, Mutter. Er brachte sie Dir.“

„Helene, Du bist bleich und hast geweint; was bedeutet dies? Liebst Du diesen Mann? soll ich auch noch mein letztes Kind verlieren?“

„Sei ruhig Mutter; ich werde Dich im Unglück nicht verlassen. Doch da liegt ja noch der Brief an die Fürstin. Einen Augenblick, Mutter!“

Sie setzte sich an das Bureau und schrieb mit fliegender Feder einige Zeilen.

„So jetzt ist auch das geschehen, und ich bin wieder frei! Komm, Mutter, ich will Dir zeigen, daß ich noch Kraft und Muth genug zum Leben habe. Komm!“

Und so zog sie die Baronin, die sich willig der höheren Energie ihrer Tochter fügte, mit sich fort aus dem Gemach.

Eine Minute darauf hatten die beiden Damen das Palais Waldernberg und eine halbe Stunde darauf die Residenz verlassen.

Zwölftes Kapitel.

Als Oswald, ohne kaum zu wissen wohin er sich wandte, die Straße hinabeilte, fühlte er sich plötzlich von Jemand am Arm ergriffen.

Es war Herr Timm.

Herr Timm hatte nach dem Zusammentreffen mit Herrn Schmenckel seinen Beobachtungsposten in der Nähe des Palais auf einige Zeit aufgeben müssen, um sich in dem Hofe eines der nächsten Häuser das Blut abzuwaschen, das nach der Berührung von Herrn Schmenckel's schwerer Faust seiner Nase und seinem Munde reichlich entströmt war. Timm war so zornig, wie er es kaum je im Leben gewesen. Es war die Wuth des Jägers, dem das Wild die kunstreich gewebten, schlau gestellten Netze plump zerrissen hat. Dieser Tölpel von einem Schmenckel mit seiner dummen Ehrlichkeit! wie hatte er den Menschen bearbeitet, wie hatte er ihm die Zukunft golden ausgemalt, und nun! Es war zum Rasendwerden! Der schöne, leichte

sichere Gewiun dahin! und weshalb? um nichts und wieder nichts, um einer ehrlichen Laune willen! Und wenn nun Oswald eine ähnliche Dummheit begeht! man kann die Spatzenköpfe ja keinen Augenblick allein lassen. Und dabei will das verdammte Blut gar nicht wieder stehen. Was der Lümmel für einen festen Griff hat! . . .

So hatte der Märtyrer der dummen Ehrlichkeit weder Herrn Schmenckel noch den Fürsten wieder aus dem Palais kommen, noch hatte er Oswald hineingehen sehen, und er kam jetzt noch eben zur rechten Zeit, um diesen, der die Straße hinab mehr lief, als ging, einzuholen.

„Holla, Herr!"

„Was giebt's?"

„Ja, das frage ich."

„Bist Du's?"

„Wer sonst? Wie ist es abgelaufen? hat die Alte klein beigegeben?" und er wollte vertraulich seinen Arm in Oswald's Arm legen. Oswald trat einen Schritt zurück:

„Rühre mich nicht an!" sagte er; „oder ich zerschmettere Dir den Kopf an der Wand."

„Hoho!" sagte Timm, jetzt seinerseits zurückweichend; „ist der auch verrückt geworden?"

„Elender Bube!“ knirschte Oswald; „Mensch, der aus dem Laster eine Speculation und aus der Gemeinheit ein Gewerbe macht; lasse Dich nie wieder auf meinem Wege sehen, oder Du wirst es bereuen!“

Er wandte sich von Timm, der in dem ersten Augenblick blaß geworden war und dann in ein tolles Gelächter ausbrach, und eilte weiter. Es war ihm so gleichgültig, wohin ihn seine Füße trugen! Er ging, wie im Traum und wie Traumbilder erschien ihm auch, was er sah und hörte: die neugierigen, erschrockenen Gesichter von Kindern und Frauen in den Fenstern und Thüren; die dichten Haufen von Männern, die sich unter wilden Gesticulationen und lauten Ausrufungen Unerhörtes mitzutheilen schienen und dann auseinderstoben, wenn eine Patrouille anmarschirt kam; das Rennen und Laufen, das Schreien und Pfeifen von Straßenbuben; und dazwischen das Wimmern der Sturmglocken von den Thürmen. Dann je weiter sich Oswald von dem vornehmen Quartier, aus dem er kam, entfernte, wurde ein anderer Ton deutlicher: ein eigenthümliches Knattern und Prasseln und ein dumpfer Donner, vor dem die Häuser selbst erzitterten.

Aber das Alles vermochte nicht ihn aus seinem

wachen Traume aufzurütteln; der Schmerz um das eigene zerstörte Lebensglück hatte ihn taub und blind gemacht gegen den Schmerz eines ganzen gemißhandelten Volkes. Da schreckte ihn jäh ein fürchterlicher Anblick empor. Aus einer Seitenstraße kam eilenden Laufs ein junger Mensch, rufend: „Verrath, Verrath! sie schießen auf uns!" Des jungen Menschen Blouse war zerrissen und mit Blut befleckt; sein Antlitz war bleich, sein Haar verwirrt; er taumelte, wie ein Trunkener, und plötzlich stürzte er, unmittelbar vor Oswald, zusammen. Oswald hob ihn auf, im Nu hatte sich ein Haufe von Männern und Frauen um sie gesammelt. „Er stirbt," riefen die Männer; „Fluch über unsere Henker!" Die Weiber heulten; eine rief: „Nehmt ihn doch dem Herrn ab, seht Ihr nicht, daß er sich selbst kaum auf den Beinen halten kann." Ein Mann nahm den Sterbenden aus Oswald's Armen. Da fühlte Oswald sich von Jemand aus dem Gedränge gezogen. Als er sich umwandte, erblickte er Berger. Oswald's Seele war in den letzten Stunden von so viel Außerordentlichem bestürmt worden, daß selbst das Seltsamste, Unerwartetste ihn vorbereitet traf. Und wenn es einen Menschen gab, den er in diesem Augenblick zu sehen wünschte, so war es sein Freund und Lehrer, sein Schicksalsgenosse.

Oswald fragte nicht: wie? und woher? er stürzte sich dem Wiedergefundenen in die Arme.

„Gut, daß Du da bist," sagte Berger hastig, „komm lasse die Todten ihre Todten begraben. Wir wollen schaffen und arbeiten, so lange es Tag ist."

Sie eilten zusammen weiter.

Mit jedem Schritte, den sie machten, kamen sie dem Krater der Revolution, die seit ein paar Stunden zum Ausbruch gekommen war, näher. In diesem Stadttheile erhoben sich schon, von tausend tapfern und geschickten Händen aufgethürmt, Barrikaden, die von todesmuthigen Männern und Knaben, meistens aus den niedern Volksklassen, besetzt wurden. Man konnte, von der Widerstandsfähigkeit dieser improvisirten Festungen keine allzu großen Hoffnungen haben, wenn man sah, daß sie meistens aus einem, wenn es hoch kam, aus mehreren umgestürzten Wagen, abgerissenen Planken und anderen in der Eile zusammengerafften Gegenständen erbaut waren, und daß die Waffen ihrer Vertheidiger zumeist in alten rostigen Säbeln, Lanzen, Flinten ohne Schloß und ähnlichen Instrumenten bestanden. Wenn man an diesem denkwürdigen Tage über irgend etwas hätte staunen können, so wäre es über den Heldenmuth eines Volkes gewesen, das ohne Führer, ohne Waffen, ohne vorher

verabredeten Plan den Kampf mit einem tapfern, wohlgeschulten, bis an die Zähne bewaffneten, zahlreichen Heere aufzunehmen wagte.

Berger blieb hier und da stehen, Rath ertheilend, anfeuernd, mit seiner tiefen tönenden Stimme zu den Waffen! zu den Barrikaden! rufend; aber so oft Oswald sich an dem Bau einer derselben betheiligen wollte, hielt er ihn davon zurück:

„Nicht hier!" sagte er; „das sind nur unsere Vorposten, die doch wieder eingezogen werden müssen. In diesen graden breiten Straßen lassen sich keine Barrikaden mit Erfolg vertheidigen. Das Gros der Revolution steht weiter zurück.

So kamen sie in die Lange Straße, in die Nähe des Hotel garni der Frau Schwarz.

Das Hotel war ein Eckhaus, an ihm vorbei führte eine schmale Gasse, in welcher der Dustre Keller lag, in die Schwesterstraße. In diesem Quartier schwirrte und wirrte es wild durcheinander. Vom Schloßplatz her krachten die Gewehrsalven und schmetterten die Kanonenschläge; aber noch nirgends sah man den Anfang von Barrikaden.

„Sind diese Menschen wahnsinnig," rief Berger: „wenn sie sich hier nicht verschanzen wollen, wo soll es denn geschehen?"

Auf den Stufen des Hotels, umdrängt von Volkshaufen, stand ein Herr mit weißer Halsbinde und sprach eifrig auf die Leute ein: „Se. Majestät hat die Deputation huldvollst zu empfangen geruht“ — „Was da Majestät!“ schrie eine zornige Stimme; — „Se. Majestät geruht jetzt eben huldvollst seine getreuen Unterthanen niederzukartätschen!“ rief eine andere. „Meine Herren,“ quäckte der Redner, „geben Sie nicht Gefühlen des Hasses und der Rache Raum! Se. Majestät willigt in die Zurückziehung des Militärs, sobald Sie die Waffen aus der Hand gelegt“ — „Und Ihre Kehlen dem Messer des Mörders dargeboten haben,“ rief mit gewaltiger Stimme ein Mann, der plötzlich neben dem Redner in der weißen Halsbinde auf der Treppe erschien.

Es war Berger. Sein graues Haupt hing ihm wild um das unbedeckte Haupt; seine Augen glühten, es war, als ob die Revolution selbst Gestalt und Stimme angenommen hätte. „Nun?“ rief er weiter, „Ihr zaudert und zagt und verhandelt noch immer, während Eure Brüder wenige Straßen von Euch ermordet werden? Willst Du denn ewig glauben, Du gläubiges, so oft und so schmählich belogenes Volk? Dir wird keine Concession gemacht werden, die Du nicht erkämpfst, und keine Freiheit gewährt werden,

die Du nicht mit Deinem Blute bezahlt hast! So feilscht und marktet denn nicht länger! gebt ihn her den theuren Preis um das theure Gut! Um der Freiheit willen greift zu den Waffen!“

„Zu den Waffen! zu den Waffen!“ donnerte es von allen Seiten. „Wir wollen siegen oder sterben! zu den Waffen!“

Die waffenlosen Arme streckten sich wie zum Schwur in die Luft.

Berger war von der Treppe hinabgesprungen. Man umringte ihn; man drückte ihm die Hände; Einige forderten ihn auf „die Sache in die Hand zu nehmen, da es doch ohne Führer nun einmal nicht gehe.“

Berger sah sich ängstlich suchend um. Plötzlich eilte er auf einen langen Herrn los, der sich rasch durch die Menge drängte.

„Das ist der Mann,“ schrie er, den langen Herrn bei der Hand fassend; „Er muß unser Führer sein! Treten Sie auf die Treppe, Oldenburg, und sprechen Sie! ein paar Worte nur! das versteht ja Niemand so gut wie Sie.“

Oldenburg war mit einem Satze auf der Treppe.

„Meine Herren!“ rief er, seinen Hut lüftend, „huldigen wir der Mode des Tages und bauen wir

eine Barrikade! Ich habe vor zwei Wochen eine kurze Lehrzeit im Barrikadenbau auf den Straßen von Paris durchgemacht. Wenn Sie in Ermangelung eines Bessern sich meiner Künste bedienen wollen — ich bin herzlich gern bereit, mit Ihnen zu bauen, mit Ihnen zu kämpfen, mit Ihnen zu siegen, wenn's sein kann, mit Ihnen zu sterben, wenn's sein muß."

In dem stählernen Klang von Oldenburg's Stimme, in seiner leichten und doch so eindringlichen Art zu sprechen, lag ein Zauber, dem ein Volkshaufe unmöglich widerstehen konnte. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Aller Herzen.

„Sie sollen unser Führer sein," rief es von allen Seiten; „der Schwarzbart soll unser Führer sein."

„Nun denn!" rief Oldenburg mit erhobener Stimme: „Alle Mann hoch an die Barrikade!"

Ein wunderbares Treiben folgte diesem Zauberwort. In die wild durcheinander wogende Menge kam plötzlich Ordnung. In all den Köpfen lebte nur der eine Gedanke, sich ein Bollwerk zu schaffen gegen unerträgliche Tyrannei, und alle Hände arbeiteten nur nach dem einen Ziel.

„Wir müssen in zehn Minuten fertig sein, meine Herren," rief Oldenburg, „oder wir brauchen gar nicht anzufangen."

Oldenburg war durch jene Intuition, die in Volksmassen oft mit der Sicherheit des thierischen Instinctes wirkt, zum Anführer erkoren und er machte durch die unerschütterliche Kaltblütigkeit und die geniale Schnelligkeit des Blicks und des Entschlusses seinem Posten Ehre. Er schien auf allen Punkten zugleich zu sein und seine klare tönende Stimme glaubte man an allen Punkten zugleich zu hören. Hier wurde auf seine Anordnung das Pflaster aufgerissen, dort wurden die Fliesen des Trottoirs ausgehoben und mit denselben die umgeworfenen Wagen, die auch hier, wie überall, wo die Zeit drängt, als Basis der Barrikade dienen mußten, nach der Außenseite bepanzert. Ausgehobene Thüren, Rinnsteinbrücken, mit Sand gefüllte Säcke, vervollständigten die Festigkeit des Baus, der mit einer Schnelligkeit heranwuchs, die mit dem Fieber der Leidenschaft, das in allen Pulsen pochte, Schritt hielt. Jede Sehne, jede Muskel war bis zum Aeußersten angespannt; Knaben trugen Lasten, die in ruhigen Augenblicken kaum ein Mann hätte bewältigen können; Männer, die sonst vielleicht nur die Feder zu führen gewohnt waren, schienen plötzlich Muskeln von Stahl bekommen zu haben. Vor Allen aber zeichnete sich ein Mann in einem abgeschabten Sammetrocke aus, in Vergleich mit dessen Thaten die Leistun-

gen der Anderen nur Pygmäenwerk waren. Wo es etwas zu heben oder zu schleppen gab, das man nicht bewältigen konnte, rief man lachend nach dem „Herkules“ — so hatte den Mann im Sammetrock der Volkswitz nach den ersten fünf Minuten getauft — und der Herkules sprang hinzu, reckte seine mächtigen Arme aus, oder stemmte seine breiten Schultern dagegen, und die Centnerlast schien plötzlich federleicht zu werden.

„Bravo, Herr Schmenckel!“ rief Oldenburg dem Herkules auf die Schulter klopfend, „aber schonen Sie Ihre Kraft; wir werden sie noch nöthig haben.“

„Pah, Ew. Gnaden, Herr Baron,“ erwiderte Herr Schmenckel, indem er sich mit dem Aermel über sein von Schweiß triefendes Gesicht fuhr, „das will noch nit viel sagen.“

„Herkules, hierher!“ erschallte es von einem anderen Punkte.

„Komm schon!“ schrie Herr Schmenckel und sprang dahin, wo man seiner bedurfte.

„Jetzt fehlt es am Besten noch,“ murmelte Oldenburg, indem er das mit jeder Secunde wachsende Werk überschaute und einen prüfenden Blick auf die Dächer der die Barrikade flankirenden Häuser warf, die man auf seinen Rath abzudecken begann; „wenn

Berger keine Waffen bringt, ist Mühe und Arbeit umsonst."

Da kam Berger in Begleitung von fünf oder sechs meistens jüngeren Männern. Jeder von ihnen trug eine Büchse. Ein paar Andere schleppten einen Sack, in welchem sich Munition befand.

Berger, der schon Tage lange vorher die Gelegenheit zur Revolution, die er vorausgeahnt, studirt hatte, kannte alle Waffenläden in der Runde und hatte sich jetzt der Vorräthe eines derselben bemächtigt. Ein Jubelruf erschallte, als die kleine Schaar bei der Barrikade anlangte. Gleich darauf wurde noch eine alte lange einläufige Vogelflinte und ein verrosteter Karabiner mit Pfannenschloß aus irgend einer Rumpelkammer herbeigeschafft, und zuletzt noch zwei Paar Pistolen aus den Wohnungen einiger Offiziere, die man mit Hülfe des Adreßkalenders in der unmittelbarsten Nähe glücklich ausgekundschaftet hatte. Die Waffen wurden vertheilt, und jedem Schützen sein Posten auf der Barrikade angewiesen; jeder Schütze hatte einen Mann als Lader bei sich; in der Küche des Erdgeschosses eines der nächsten Häuser wurden unter Aufsicht eines alten einäugigen Mannes, der schon die Befreiungskriege mitgemacht und sich zu diesem Posten erboten hatte, Kugeln gegossen; Straßen-

jungen, diese luftigen Sturmvögel jedes Barrikaden-kampfes, sollten die Kugeln den Kämpfern zutragen.

Die Viertelstunde, die Oldenburg als die längste Zeit, in welcher man fertig werden müsse, bestimmt hatte, war verlaufen; und schon der nächste Moment bewies, wie richtig er gerechnet hatte. Die Büchsen waren kaum geladen und die Männer eben an ihre Posten getreten, als ein Bataillon Infanterie die Straße hinabmarschirt kam. An seiner Spitze ritt ein Major. Er ließ in einiger Entfernung von der Barrikade seine Truppe Halt machen und ritt bis auf wenige Schritte heran. Es war ein alter grauhaariger Mann mit einem gutmüthigen Gesicht, dem offenbar bei Erfüllung seiner blutigen Pflicht nicht sonderlich wohl war. Seine Stimme klang hohl und zitterte ein wenig, als er jetzt so laut er vermochte, rief:

„Ihr da! ich muß hier mit meine Leute durch, und wenn Ihr das Dings, das Ihr da gebaut habt, nicht gutwillig wegräumt, so muß ich von die Schußwaffe Gebrauch machen. Das sollte mich Eurethalben leid thun!“

Oldenburg trat auf die Barrikade.

„Im Namen der Männer hier;“ sagte er, seinen Hut höflich gegen den Major lüftend; „erkläre ich

Ihnen, daß wir entschlossen sind, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen und die Barrikade zu halten, so lange es uns möglich ist."

Oldenburg's Erscheinung und seine Rede imponirten dem alten Krieger sichtlich. Er griff unwillkürlich an seinen Helm und sagte:

„Sie sind der Anführer von die Leute?"

„Ich habe die Ehre."

„Sie scheinen ein verständiger Mann. Da müssen Sie doch einsehen, daß das Dings da nicht lange halten kann und daß Ihr mit Eure paar Schüsse nicht weit kommen werdet. Reißt das Ding runter und die Sache ist gut."

„Es thut mir Leid, Ihnen diesen Gefallen nicht thun zu können und meine erste Entscheidung wiederholen zu müssen."

„Nu denn;" rief der alte Mann mehr verdrießlich als zornig, „so soll Euch Alle der Deibel holen!"

Mit diesen Worten warf er sein Pferd herum und galoppirte zu seiner Truppe zurück.

Oldenburg war froh, daß die Unterredung zu Ende war. Sein schneller Blick hatte ihm gezeigt, daß das gütige Zureden des Majors seine Wirkung auf die Menge nicht verfehlt hatte und daß mehr als Einer unentschlossen und zaghaft drein schaute. In einer

Volksmenge verraucht der größte Enthusiasmus so schnell. Er wandte sich um und rief:

„Ist Einer unter Ihnen, der es süßer findet, für das Vaterland und die Freiheit leben zu bleiben als zu sterben, der möge es jetzt sagen! Noch ist es Zeit.“ Die Männer standen regungslos und lautlos. Wohl mochte manches Herz stärker gegen die Rippen pochen; aber Jeder fühlte, daß der Würfel geworfen und das jetzt umzukehren, schimpflicher Verrath sei.

Da schlugen drüben die Trommeln den Sturmmarsch und ihr eherner Klang schmetterte die letzten Bedenken weg.

„Jeder Mann an seinen Posten!“ rief Oldenburg mit einer Stimme, die hell wie Trompetenton das Rasseln der Trommeln übertönte; „kein Schuß fällt, kein Stein wird geschleudert, bevor ich das Zeichen gebe.“

Oldenburg blieb auf der Barrikade stehen und sah die Colonne im Sturmschritt heranrücken. In der Mitte die Tambours und der Major, der mit seiner Grabesstimme commandirte:

„Bataillon halt! Legt an! Feuer!“

Die Salve krachte, die Kugeln hagelten in die Barrikade und gegen die Wände der Häuser.

Gewehr rechts, Marsch, Marsch!“

„Hurrah!“ schrien die Soldaten, indem sie sich mit gefälltem Bajonet gegen die Barrikade stürzten.

„Hurrah,“ schrie Oldenburg, indem er noch immer auf der Barrikade stehend, den Hut schwenkte.

Und die Büchsen der Barrikadenvertheidiger krachten und die Steine prasselten von den Dächern auf die Köpfe der unglücklichen Soldaten hinab, und als der Rauch und Staub sich verzog, sah man die Compagnie, die in kriegerischer Ordnung heranmarschirt gekommen war, in wilder Verwirrung fliehen, vorauf ein reiterloses Pferd und zwischendurch kleine Gruppen von drei, vier Mann, welche Todte oder Verwundete eiligst aus dem Bereich der Barrikade trugen.

Von den Männern des Volks war nur einer, und selbst der durch keine feindliche Kugel verwundet. Der alte Karrabiner war bei dem ersten Schusse gesprungen und ein Stück davon hatte den Nebenmann des Schützen leicht am Kopf gestreift. Dieser Unfall trug indessen nur zur Erhöhung der guten Laune bei. Man schrie Hurrah, man gratulirte einander, man lachte, man scherzte, man war in der besten Stimmung.

Es gab vielleicht in diesem Augenblick nur Einen hinter der Barrikade, der die Siegesfreude nicht theilte

und das war Oldenburg. Von der Nothwendigkeit des Kampfes war er ebenso überzeugt, als ihm ein glücklicher Ausgang desselben problematisch war. Er hatte die Februartage in Paris mit durchlebt und durchfochten und der Unterschied dieser beiden Revolutionen konnte ihm nicht entgehen. Dort hatte er ein Volk gesehen, das mit dem vollen Bewußtsein der Unhaltbarkeit der Regierung, gegen welche es sich auflehnte und mit dem vollen Verständniß der Situation in den Kampf zog — hier fand er die größte Unklarheit über die endlichen Ziele, und zum Theil die naiveste Unkenntniß in Betreff der gegenwärtigen Lage. Aber ist es doch nicht immer die freie, geistgeborne That, deren der Genius der Menschheit zu seinen Zwecken bedarf. Wirkt er doch auch in dem dunkeln Triebe, der aus geheimnißvollen Tiefen unaufhaltsam zum Lichte drängt. Wenn diese hirnelosen und im Grunde wenig politischen Menschen, welche die geringsten Zugeständnisse zur rechten Zeit befriedigt haben würden, nicht für den freien Staat der Zukunft, sondern nur gegen die brutale Herrschaft einer einzelnen Kaste fechten — die großen Folgen konnten nicht ausbleiben und wer ein krankes Glied heilen will, muß zuerst seine Sorge auf den ganzen Körper erstrecken.

So suchte sich Oldenburg die schweren Bedenken die ihm die Physiognomie dieser Revolution einflößte, wegzuphilosophiren. Er war auf dem Platze vor dem Schlosse gewesen, als die verhängnißvollen zwei Schüsse, die das Signal zum Ausbruch wurden, fielen, und das Militair seine ersten Attaquen en masse auf das wehrlose Volk machte. Er und andere wackere Männer hatten vergeblich dem Blutvergießen Einhalt zu machen gesucht, indem sie sich mit Gefahr des Lebens durch die Soldaten drängten und den commandirenden Offizieren den Wahnsinn dieser Metzeleien klar zu machen sich bemühten. Roher Hohn und im besten Falle mürrisch grobe Abweisung war Alles, was man ihren Gründen entgegenzusetzen hatte. Als Oldenburg sah, daß er so nichts mehr nützen könne, und daß es bis zum Aeußersten gekommen sei, hatte er Melitta's Wohnung in der langen Straße zu erreichen gesucht, um sie und die Kinder vor dem hereingebrochenen Sturm in Sicherheit zu bringen. Aber er hatte einen weiten Umweg machen müssen, denn schon hielt das Militair alle Zugänge von der Schloßseite her besetzt und nur mit Mühe entging er mehrmals der Gefahr verhaftet zu werden. So kam es, daß er erst in dem Augenblick im Hotel garni anlangte, als die versammelte Menge unschlüssig deliberirte, ob man sich ernst-

lich zur Wehr setzen solle oder nicht. Oldenburg ließ sich nur eben noch so viel Zeit, im Hotel nach Melitta zu fragen, wo er denn zu seiner Freude vernahm, daß sie schon seit einer Stunde mit den Kindern zu Frau Dr. Braun (in eine Vorstadt, bis zu welcher der Aufstand schwerlich dringen konnte) gefahren sei, und dann hatte er sich, von seiner einzigen Sorge befreit, mit ausgebreiteten Armen in den Strom der Revolution geworfen.

Und jetzt stand er, nachdem der erste Sturm glücklich zurückgeschlagen war, mit über der Brust gekreuzten Armen auf der Barrikade an einer sichern Stelle, von wo er zugleich die Bewegungen des Feindes, und den Raum hinter der Verschanzung überschauen konnte, und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr Bergers, der sich mit einer Patrouille aufgemacht hatte, um wo möglich noch mehr Waffen aufzutreiben und sodann die Verbindung mit den nächsten Barrikaden herzustellen. Denn bis jetzt fehlte es noch gänzlich an einer Organisation des Aufstandes. Kein gemeinsamer Plan machte ein gemeinsames Handeln möglich; an jeder Barrikade wurde eine isolirte Schlacht geschlagen. Dazu kam, daß es bereits stark zu dunkeln begann, und die Nacht, wenn sie auch dazu beitragen mochte, das Militair über die Stärke seines

Feindes im Unklaren zu lassen, doch auch schon die nur allzu große Verwirrung auf Seiten des Volks noch steigern mußte. Berger, der in diesem Augenblicke kam, brachte noch einige Gewehre, aber sonst wenig tröstliche Kunde. Die nächsten Straßen waren zwar ebenfalls verbarrikadirt, aber die Barrikaden meistens sehr schwach construirt und noch schwächer besetzt, zumal, die in der unmittelbar benachbarten Schwesternstraße.

„Ich glaube, sie werden sich dort nicht allzulange mehr halten,“ sagte Berger, „und dann sind wir verloren, weil uns das Militair durch diese enge Gasse hier“ — er deutete auf die Gertrudenstraße, welche an dem Hotel garni vorbei aus der Langenstraße in die Schwesternstraße führte — „in den Rücken kommen kann. Wir müssen nothwendig auch diese Gasse sperren und besetzen, was mit leichter Mühe geschehen wird; ich habe Oswald und Schmenckel den Auftrag gegeben, diese Arbeit auszuführen.“

„Wem?“ sagte Oldenburg, der keine Ahnung hatte, wie Oswald hierher kommen sollte und sich deshalb verhört zu haben glaubte.

Aber er hatte keine Zeit Bergers Antwort abzuwarten, denn schon ertönte wiederum der Sturmmarsch und die zweite Compagnie rückte heran. Diesmal ritt

der Major nicht auf seinem Schimmel mit. Der alte Mann, den bei dem ersten Sturm eine Kugel am Kopf verwundet hatte, war bereits auf dem Wege in's Lazareth.

Der zweite Sturm war hartnäckiger, wenn auch nicht erfolgreicher, als der erste. Der commandirende Hauptmann ließ in rascher Folge drei Salven hinter einander geben, und dann warfen sich die Soldaten mit großem Ungestüm auf die Barrikade. Aber da Oldenburg mit vollem Bedacht sein Feuer bis zu diesem Moment aufgespart hatte, so war der Anprall höchst verderblich für die Stürmenden, die in allernächster Nähe von den Kugeln und Dachziegeln so arg mitgenommen wurden, daß sie abermals ihre Todten und Verwundeten mit sich schleppend, eilend den Rückzug antraten.

Aber diesmal hatten auch die Vertheidiger ihre Verluste. Ein junger Mann, der sich unbesonnen ausgesetzt hatte, wurde durch die Brust geschossen und war auf der Stelle todt, einem Andern hatte eine von der Mauer zurückprallende Kugel den Arm zerschmettert.

So hatten die Barrikadenmänner die Bluttaufe bekommen, und jetzt erst fühlten sie sich mit der Sache der Revolution unauflöslich verbunden. Männer, die

sich heute zum ersten Male sahen, schüttelten einander die Hände und gelobten sich, zusammen auszuharren und bis in den Tod gegen die Tyrannei zu kämpfen. Frauen, die sonst jedem Volkshaufen sorgsamst auszuweichen pflegten, gingen zwischen den Kämpfern umher und reichten ihnen Wein und Brod. Unter diesen Samariterinnen zeichnete sich eine durch ihre stattliche Erscheinung und ihre ehrwürdigen grauen Haare aus. Es war die Frau Hauptmann, die heute Abend für ihre Leidenschaft, den Durstigen zu tränken, den Hungrigen zu speisen und dem Kranken beizustehen reichliche Nahrung fand.

Und nun wurden auf Oldenburgs Rath, der die Vortheile dieser Maßregel von Paris her kannte, in den Fenstern aller Häuser, die von der Barrikade beherrscht wurden, Lichter entzündet und so eine feierliche Illumination improvisirt, zu welcher der volle Mond der klar und mild aus dem blauen Frühlingshimmel herabschaute, reichlich beisteuerte. Es war ein seltsamer Gegensatz: die hehre Ruhe dort oben in den himmlischen Gefilden und hier unten die in dem Fieber der Revolution zuckende Stadt, in welcher sich das Geheul der Sturmglocken mit dem Krachen der Kanonen, dem Geprassel des Kleingewehrfeuers und dem Hurrahrufen und Wuthgeschrei der Kämpfer ver-

mischte. Und um das grausige Bild noch grausiger zu machen, wälzten sich jetzt über die Dächer fort lange glühende Rauchwolken. Es waren an mehren Stellen zugleich Feuer ausgebrochen, welche die ganze Stadt einzuäschern drohten; — wer hatte heute Nacht Zeit zu löschen und zu retten!

Oldenburg suchte mit den Augen Berger, der aber nirgends zu entdecken war. Er wollte ihn fragen, was es mit Oswald zu bedeuten habe, denn es fiel ihm jetzt ein, daß er vorhin eine Gestalt gesehen hatte, die ihn flüchtig an Oswald Stein erinnerte. Da ertönte lautes Geschrei aus der Gertrudengasse her und einige Schüsse krachten. Oldenburg, der nicht anders glaubte, als daß das Militair die Barrikade der Schwesternstraße genommen habe und jetzt durch die Gertrudengasse herandringe, raffte eilig einen Theil seiner Leute zusammen und stürzte mit ihnen in die Gasse hinein.

In der That war hier ein Ueberfall im Werke gewesen und die Gefahr nur durch Schmenckels Riesenkraft und Oswald's und Berger's todesmuthige Tapferkeit abgewendet worden.

Oswald hatte sich den Barrikadenbauern in der Gertrudengasse angeschlossen, um Oldenburg, den er zu seiner nicht geringen Verwunderung mitten in dem

Volksgewühl auf der Treppe des Hotels als Redner und hernach als Anführer der Barrikade erblickt hatte, aus den Augen zu kommen. Es war ihm unmöglich, dem Manne, den er bald wie ein höheres Wesen verehrt, und bald als seinen schlimmsten Feind gehaßt hatte, jetzt gegenüberzutreten, und so den alten Streit in seinem Busen von neuem anzufachen. Er war so müde, so sterbensmüde! Der Sturm um ihn her war Wiegengesang für sein müdes, krankes Herz, und während er bei dem ersten Sturm auf die Barrikade den er noch mit abschlagen half, die Kugeln um sich pfeifen hörte, murmelte er durch die Zähne jene Verse aus Lenau's Don Juan:

Die Gläser und die Herzen, alle Zechen,
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt.
Denn er zerstört mich selbst und mir die Welt.

Er sprach dieses Gefühl gegen Berger aus, als sie, auf der fertigen Barrikade der Gertrudenstraße sitzend, sich einen Augenblick von ihren ungeheuren Anstrengungen ausruhten.

„Nein," erwiederte Berger, „so ist es nicht recht. Der Tod als solcher bezahlt die Zechen nicht, er zerreißt die unbezahlten Rechnungen nur und wirft sie den Gläubigern vor die Füße. Aber der Tod für die Freiheit, ja — der bezahlt sie."

Er ergriff Oswalds Hand, sich scheu umsehend, wie um sich zu vergewissern, daß ihn Niemand höre:

„Ich fürchte mich vor dem Leben, Oswald. Der Wahnsinn mit seinem gähnenden Abgrund des absoluten Nichts ist eine schauerliche Zufluchtsstätte, und so auch der Tod, aus dem man wieder erwachen kann. Der Tod des Selbstmörders ist nach meiner Philosophie solch ein Tod; wäre er das nicht, so hätte ich mir schon längst das Leben genommen. Denn sterben, um vor sich selbst zu fliehen, ist leichter, als für Andere zu leben. Ich habe es jetzt erfahren. Ich habe aus dem Kelch des Menschensohnes, der sich zu den Zöllnern und Sündern setzt, getrunken; aber der Trank ist grauenhaft bitter, Oswald! Im Anfang hatte ich noch Muth und Kraft; nach der öden Qual des Wahnsinns schien mir selbst dies Leben eine Erleichterung; aber jetzt, nachdem ich es kaum ein halbes Jahr geführt, ist mein Muth geschwunden und meine Kraft gebrochen. Meine Nerven ertragen es nicht mehr. Darum habe ich diesen Tag, an dem das Volk sich endlich emporgerafft hat aus seiner schmachvollen Apathie, mit namenlosem Jubel begrüßt. Wenn ich für mein Volk sterben kann heute, wo ich es zum ersten Male seit einem Menschenalter nicht verächtlich finde — so ist

dies ein Glück, wie ich es so groß und schön nimmermehr gehofft habe. Und dann," fuhr er nach einer Pause fort, „ist mir heute auch noch viel anderes Glück beschieden. Ich habe meinen ältesten und am meisten gehaßten Feind und meinen jüngsten und am meisten geliebten Freund wiedergefunden."

Er drückte Oswald's Hand, der lächelnd sprach:

„Den ältesten Feind wiedergefunden? das nennen Sie ein Glück?"

Berger erzählte Oswald mit wenigen Worten seine Begegnung mit dem Grafen Malitzewsky heute Morgen und daß Schmenckel, der mit ihnen gewaltig an der Barrikade gearbeitet, der Vater des Fürsten Waldernberg sei. „Der Proletarier eines Fürsten Vater, der Fürst eines Proletariers Sohn — das gäbe einen hübschen Stoff zu einem modernen Romane," sagte er mit düsterm Lächeln, „besonders für Adelshasser, wie Du und ich."

„Vielleicht kann ich Ihnen ein Pendant zu Ihrer Geschichte geben," erwiderte Oswald; und er theilte Berger die Entdeckungen mit, die er vor wenigen Stunden in Betreff seiner Geburt gemacht hatte.

„Das ist wunderbar," sagte Berger; „sehr wunderbar. Und sagtest Du mir nicht, daß Du Helene geliebt hast?"

„Mehr als mein Leben."

„Und hast die Welt und ihre Herrlichkeit doch von Dir gewiesen, um treu zu bleiben Deiner alten Fahne?"

Oswald schüttelte den Kopf.

„Nein, Berger," sagte er; „ich bin nicht so gut und so groß, wie Sie in Ihrer Güte und Größe glauben. Sie konnte nie die meine werden. Es war zu viel geschehen, das sich nie vergiebt und noch weniger vergißt. Ich hatte ihr eine Andere vorgezogen und sie mir einen Andern. Eben jener Fürst Waldernberg war ihr Verlobter."

„Ist er es denn nicht mehr?"

„Nein. Ich fand sie im Begriff die Stadt zu verlassen. Sie hat sich noch in der zwölften Stunde darauf besonnen, daß sie ein Herz im Busen trägt, dessen Sehnen aller Reichthum der Welt nicht stillen könnte."

„Wunderbar, wunderbar!" murmelte Berger, „Ihr Beide, der Baronensohn, der sich zu den Proletariern hält, der Proletariersohn, der unter den Fürsten sitzt, Nebenbuhler um die Gunst derselben Dame! und sie Dich verschmähend, weil sie von Deiner noblen Abkunft keine Ahnung hat, und den Fürsten wählend, weil sie glaubt, daß in seinen Adern dasselbe Blut

rollt, auf das er so stolz ist. Schade, schade, daß dies die Welt nicht weiß und wissen darf. Sie würden dann vielleicht dahinter kommen, was es mit dem Unterschiede von adeligem und bürgerlichem Blut auf sich hat!"

„Sie scheinen es mit diesem Unterschied jetzt allerdings nicht mehr so genau wie früher zu nehmen; ich erinnere mich einer Zeit, wo Sie es für eine moralische Unmöglichkeit erklärten, der Freund eines Adeligen zu sein."

„Du spielst auf meine Freundschaft zu Oldenburg an," sagte Berger ruhig. „Ich sage Dir, Oswald, wenn es je einen Menschen gab, der es verdiente, daß man ihn liebt und ehrt, so ist es Oldenburg. Wenn es überhaupt einem Menschen möglich gewesen wäre, mich mit dem Leben wieder auszusöhnen, so war es Oldenburg. Wenn ich mich je vor einem Menschen demüthigen und meinen Herrn und Meister in ihm erkennen könnte, so wäre es wiederum Oldenburg. Ich weiß, daß Du ihm grollst, weil die Frau, die Du verlassen hast, in ihm schließlich ihre Welt fand. Das ist nicht recht, Oswald! Oldenburg hat stets mit Freundschaft von Dir gesprochen. Es wäre mir sehr lieb, Oswald, wenn ich Euch versöhnt wüßte, bevor ich von Euch auf immer scheide."

„Erst kommt die Reihe an mich,“ sagte Oswald; wissen Sie, Berger, was Sie in Grünwald sagten? Du wirst vor mir sterben, sagten Sie, die Große Schlange hat ein zähes Leben und Du bist weich, viel zu weich für diese harte Welt.“

„Das war damals. Dies letzte Jahr hat die Große Schlange alt und stumpf gemacht. Doch was ist das?“

Ein Lärm, der aus einer Kellerkneipe, deren Treppe nicht weit vor ihnen mündete, heraufhtönte, machte die beiden Männer von ihren Sitzen auffahren. Sie ergriffen ihre Waffen und eilten, gefolgt von anderen Männern, die mit ihnen die Barrikade besetzt hielten, dem Keller zu, wo jetzt rasch hintereinander mehre Schüsse fielen. Es waren dies dieselben Schüsse, die auch Oldenburg aus seiner momentanen Ruhe auf der Barrikade in der Langen Straße emporgeschreckt hatten.

gewillt sich vor seinen beiden Feinden sehen zu lassen, drückte er sich auf die Seite und wollte eben in die Gertrudengasse hineinbiegen, als er sich von Jemand am Rockschoß festgehalten fühlte. Als er sich umsah, erblickte er seinen Freund und Gönner, Ehren Jeremias Gutherz.

„Nun, wie ist's abgelaufen?" fragte der geheime Polizist, der mittlerweile Timm's Freundschaft sich erworben und in die Intriguen desselben vollkommen eingeweiht war.

„Alles vergebens!" erwiederte Timm ärgerlich, „Mühe und Arbeit umsonst, ganz umsonst! Ich könnte die beiden Schufte" — er deutete auf Oswald und Schmenckel — „in der Hölle braten lassen."

„Hm, hm!" sagte der Geheime; „das müßt Ihr mir in Ruhe erzählen. Kommt mit zu Röschen; aber erst wollen wir doch noch hören, was der verrückte Professor dort zu sagen hat."

„Kennt Ihr den?" fragte Timm.

„St! wir kennen ihn! — belogenes Volk — sehr gut! — zu den Waffen — ausgezeichnet! warte! dich wollen wir kriegen! Und da kommt ja auch noch der lange pommersche Baron, sein Intimus — da haben wir ja das ganze Nest zusammen! — Barrikaden bauen — bravo! Hurrah! alle Mann an die

Barrikade, hurrah!" schrie der Geheime und schwenkte seinen Hut in vortrefflich gespielter Begeisterung. Dann griff er Timm beim Arm und sagte: Nun wollen wir machen, daß wir wegkommen, sonst bauen uns die Kerle noch mit in die Barrikade hinein."

Die beiden Spießgesellen drückten sich in die Gertrudengasse und verschwanden im Dustern Keller.

Röschen empfing sie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit:

„Nun, Ihr Schäfchen, kommt Ihr mit vollem Beutel? hat's gefleckt, he?"

„Halt's Maul!" sagte der Geheime, „und schaff uns Bier, wir müssen bald weiter."

„Ohne mir gesagt zu haben, wie's steht mit" — sagte die würdige Matrone entrüstet und machte mit Daumen und Zeigefiinger die Bewegung des Geldzählens.

Herr Timm zuckte statt der Antwort mit den Achseln und zog die beiden leeren Taschen seines Beinkleides heraus.

Röschen war eine cholerische Natur, und das Fehlschlagen so großer Hoffnungen erfüllte sie mit einer gerechten Indignation, die sich in einer Fluth von Schimpfwörtern, von welcher einige Tropfen auch auf den Geheimen und Timm spritzten, Luft machte. „Aber

ich will's dem Schmenckel, dem Dickwanst eintränken," rief die vortreffliche Frau; „er soll mir nur wieder kommen und sein Bier, wie gewöhnlich nicht bezahlen können, ich will ihm heimleuchten, dem alten Lüderjahn!"

In diesem Augenblick ertönten die Salven von dem Sturm auf die Barrikade in der Langen Straße. Und fast unmittelbar darauf erschallte großer Lärm vor den Kellerfenstern. Man begann die Barrikade zu bauen, welche die Gertrudengasse sperren sollte. Der Geheime und Timm, die durch eines der Fenster verstohlen herausschauten, sahen Oswald, Berger, Schmenckel uud andere Männer bei der Arbeit. Sie retirirten, gefolgt von Röschen, tiefer in den Keller hinein.

„Das sieht reizend aus!" sagte der Geheime, „wir sind von allen Seiten eingeschlossen, und wenn sie uns hier finden, schlagen uns die Schufte wo möglich todt."

„So schlimm steht es noch nicht", sagte Röschen „ich will Euch glücklich hinausbringen. Kommt nur mit!"

Sie führte die Beiden aus dem letzten Zimmer durch eine Thür ein paar Stufen hinab in einen noch tiefern Keller, der als Vorrathsraum diente. An der

Mauer brannte ein Gasflämmchen. Röschen drehte die Flamme höher.

„So!“ sagte sie, „nun geht durch die Thür!“ — sie deutete auf eine eiserne Thür der Wand gegenüber; „Ihr kommt dann auf einen langen schmalen Hof; auf dem haltet Euch links; so kommt Ihr durch das Haus von meinem Brauer auf die Schwesternstraße. Adieu!“

„Ist sie immer auf?“ fragte Timm, als er fand, daß die eiserne Thür nicht verschlossen war.

„Nur heute“, erwiederte Röschen, „wir müssen noch mehr Bier herein haben. Die Kerle sind ja wie die Schwämme.“

Als die Ehrenmänner durch die eiserne Thür auf den Hof des Nachbarhauses, von diesem in das Haus und so schließlich oberhalb der Barrikade auf die Schwesternstraße, die an diesem Theil schon von Militair besetzt war, gelangt waren, blieben sie stehen und blickten sich an. Ein und derselbe Gedanke schoß Beiden durch den Kopf.

„Das wäre eine famose Mausefalle,“ sagte Timm.

„Wenn Ihr dabei helfen wollt, erwiederte der Geheime, so habt Ihr bei dem Präsidenten gewonnen Spiel. Wir brauchen solche Leute wie Ihr. Ich

habe schon auf alle Fälle über Euch mit dem Alten gesprochen."

„Und Rache an den verdammten Schuften hätten wir obenein."

„Die Sache ist freilich nicht ohne Gefahr," meinte der Geheime.

„Wer nicht wagt, nicht gewinnt," sagte Timm; „der Gedanke, meine Freunde auf eine so angenehme Weise zu überraschen, ist zu spaßhaft. Wenn Ihr nicht von der Partie sein wollt, thu' ich es allein."

„Nun denn, kommt," sagte der Geheime; „wollen sehen, ob die Herren vom Militair darauf eingehen."

Und die Beiden schritten geradewegs auf den Oberst von Schnabelsdorf zu, der wüthend über den hartnäckigen Widerstand der Barrikaden in der Langen- und Schwesternstraße, die er zu nehmen commandirt war, umgeben von seinen Offizieren, in einiger Entfernung hielt.

. . . .

Als Röschen, nachdem sie ihren Freunden fortgeholfen, in das Schenklokal zurückgelangte, fand sie Herrn Schmenckel mit zehn oder zwölf andern Barrikadenmännern, die sich hier nach den Strapazen gütlich thun wollten. Es waren meistens alte Kunden

des Dustern Kellers, dieselben haarbuschigen Gesellen, die man so manche Nacht vorher hier hatte die Köpfe zusammenstecken und auf die „verrotteten Zustände, die schändliche Polizeiwirthschaft, die verthierte Soldateska“ u. s. w. hatte schimpfen hören. Herr Schmenckel hatte immer in hohem Ansehen bei diesen Leuten gestanden; jetzt, wo man gesehen, daß er nicht blos freimüthig reden, sondern auch muthig handeln konnte, war er der gefeierte Held des Tages.

Unter diesen Umständen hielt Röschen es für gerathener, die Ausführung ihrer Drohungen lieber noch etwas aufzuschieben und die Bedienung der Barrikadenmänner dem hübschen Elischen zu überlassen, während sie selbst sich an das Comptoir setzte.

Das hübsche Elischen wollte Herrn Schmenckel, dessen Galanterie durchaus universaler Natur war, ganz besonders wohl. Sie hatte vorhin einen Theil des Gesprächs zwischen Röschen, Timm und Gutherz mit angehört, und es war ihr sehr verdächtig vorgekommen, daß sich die Beiden durch die Hinterthür entfernt hatten. Elischen glaubte ihrem Liebling von dem Geschehenen Mittheilung machen zu müssen, und wäre es auch nur gewesen, um Herrn Schmenckel zu beweisen — was sie schon hundertmal behauptet hatte — daß Röschen eine falsche Katze sei. Schmenckel

war in seiner Weise ein schlauer Kopf, und er verkannte keinen Augenblick die Wichtigkeit von Elischens Mittheilungen. Wenn es im Keller eine Hinterthür gab, durch die man auf die Schwesternstraße gelangen konnte, und Timm und Gutherz, (dem Schmenckel gar nicht traute) diese Thür kannten, so war es jedenfalls sehr räthlich, nachzusehen — ob diese Thür auch wol verschlossen sei.

Schmenckel ließ Elischen von seinem Schooß auf den Boden gleiten und erzählte den Männern am Tisch, was er so eben gehört. Alle waren seiner Meinung, daß unverzüglich eine Recognoscirung nach dieser Seite vorgenommen werden müßte. In dem Augenblick, als die Männer ihre Waffen ergriffen und sich nach der Thür wandten, die in den von Elischen bezeichneten Lagerkeller führte, wurde dieselbe von der andern Seite geöffnet und ein Haufe Soldaten stürzte herein, zwischen ihnen Albert Timm und der Geheime.

Das so plötzliche Erscheinen der blanken Helme und Gewehre und die Schüsse, welche die Soldaten, glücklicherweise ohne zu treffen, abfeuerten, erfüllten Einige der Barrikadenmänner mit einem so panischen Schrecken, daß sie Hals über Kopf die Kellertreppe hinauf auf die Straße stürzten. Hier begegneten ihnen Berger und Oswald, die durch die Schüsse her-

beigerufen waren und nun Schmenckel zu Hülfe eilten, der bis jetzt ganz allein gegen die Uebermacht kämpfte.

Schmenckel hatte einem der Soldaten das Gewehr, das jener so eben erfolglos auf ihn abgefeuert hatte, entrissen, und mit dem Kolben, und als dieser abgesprungen war, mit dem eisernen Lauf so mächtig auf die Eingedrungenen losgeschlagen, daß bereits zwei oder drei kampfunfähig am Boden lagen und die Andern in vollem Entsetzen zur Thür wieder hinausreterirten. Dort aber trafen sie auf ihre nachfolgenden Kameraden, und so entstand eine fürchterliche Verwirrung, die grauenhaft wurde, als Oswald, Berger, Schmenckel und die andern Männer, die sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, mit ihnen zugleich in den Lagerkeller drangen, der nun der Schauplatz eines überaus grimmigen Kampfes wurde.

Die Angreifer waren in diesem Augenblick vielleicht um die Hälfte stärker als ihre Gegner, und dazu waren sie viel besser bewaffnet; aber diese Vortheile wurden durch die ungestüme Tapferkeit Berger's und Oswald's und vor allem durch Schmenckel's Riesenkraft reichlich aufgewogen. Der gewaltige Mann schwang unermüdlich seine fürchterliche Waffe und kein Streich fiel vergeblich auf die Köpfe der unglücklichen

glaubte anfangs, es sei einer der Barrikadenmänner, aber es kannte ihn Niemand. Auch Oswald trat an den Tisch, auf dem der Tode lag, und als er einen Augenblick prüfend in das entstellte Antlitz geschaut hatte, sah er zu seinem Entsetzen, daß die starre blutende Masse Niemand anders war, als der König aller lustigen Gesellen, der unerschöpfliche Spaßvogel und Lustigmacher — sein buon compagno so vieler verschwärmter Nächte, derselbe Mann, von dem er sich vor wenigen Stunden in Hader und Streit getrennt hatte — Albert Timm.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Stunde später war in dem Kampf an der Barrikade der Langen Straße eine Pause eingetreten. Das Linienregiment, welches nun schon fünfmal vergeblich gestürmt hatte, war durch einige Bataillone Garde verstärkt worden, die bis jetzt in der Fürstenstraße gekämpft und schon mehre Barrikaden genommen hatten. Die Tactik dieser Truppen bestand darin, daß sie nicht in ganzen Colonnen, sondern in aufgelösten Schützenzügen rechts und links an den Häusern der Straße so gedeckt wie möglich vorgingen, um sich dicht vor der Barrikade zu einer Sturmcolonne zu vereinigen. Aber wenn so ihre Verluste weniger bedeutend waren, konnten sie sich doch auch keiner besseren Erfolge rühmen. Die Belagerten sparten ihr Feuer so systematisch und gaben in dem rechten Augenblicke ihre Salven, die noch dazu seit der letzten Stunde viel kräftiger geworden waren, so kaltblütig ab, daß ihre Position geradezu uneinnehmbar schien.

Wirklich hatte seit einigen Minuten das Feuern von Seiten des Militärs aufgehört, und die Barrikadenmänner konnten sich ein wenig von ihrer blutigen Arbeit verschnaufen.

Es that ihnen wahrlich Noth. Zum größeren Theil auf das Aeußerste erschöpft, pulvergeschwärzt, fast Alle leichter oder schwerer verwundet, saßen und lagen sie einzeln und in Gruppen umher, wunderlich beleuchtet von dem rothen Lichte der Wachtfeuer, welche man mitten auf der Straße entzündet hatte, dem weißen Schein der Kerzen in den Fenstern und den milden Strahlen des Vollmondes, der noch immer groß und still oben in dem blauen Aether schwamm. Zwischen den Gruppen der Kämpfer sah man Frauen und Mädchen, die ihnen aus den Küchen der Nachbarhäuser Lebensmittel zutrugen. Auch an Wein und Bier fehlte es nicht, und es schien beinahe, als ob die Leute hier und da des Guten zu viel gethan hätten. Wenigstens erschallte von Zeit zu Zeit aus einer oder der andern Gruppe rohes Jauchzen, Johlen und Schreien, das aber meistens bald einer Stille Platz machte, die nach solchem Ausbruch doppelt unheimlich schien.

Auf einer der Barrikade eingefügten Tonne saß Oldenburg. Er ließ die langen Beine herabhängen

und blies mächtige Dampfwolken aus seiner Cigarre. Seine Miene war die eines Mannes, der eine schwere Verantwortung übernommen hat, aber vor derselben nicht zurückbebt, weil er genau weiß, was er will und warum er es will. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wenn die Barrikade übergehen sollte, er an der Spitze der Männer, die er in den Kampf geführt, fallen würde; aber daran dachte er am wenigsten. Der Tod für eine gerechte Sache hat für den Braven nichts Fürchterliches, ja Oldenburg glaubte etwas wie eine leise Todessehnsucht in seinem Herzen zu verspüren. Schien doch die süße, fest gehegte Hoffnung, Melitta bald die Seine nennen zu dürfen, seit den letzten Tagen weiter wie je hinausgerückt. Er konnte sie nicht tadeln, daß die Erinnerung ihres Verhältnisses mit Oswald wie ein Alp auf ihrer Seele lastete und es ihr unmöglich machte, die Augen muthig zu dem besseren und treueren Manne aufzuschlagen; aber gerade weil er das Gefühl, das sie trennte, ehren mußte, stand er rathlos und hoffnungslos da. Er hatte sich oft das Wort wiederholt, das Melitta, wenn sie ihn traurig sah, so rührend zu sprechen wußte, das Wort Geduld! — aber die Geduld, wenn sie gleich eine himmlische Tugend ist, ist es doch nur für die Frauen; die rauhere Mannesnatur verschmachtet

bei dieser ambrosischen Kost. Oldenburg verzehrte sich in der Ungeduld, für sein Glück nichts thun zu können, als müßig die Hände in den Schooß zu legen und auf ein unbestimmtes Etwas mit gläubiger Seele zu harren.

Da brach die Revolution aus und Oldenburg athmete auf, wie Tausende mit ihm. Hatte doch Jeder eine unerträgliche Last getragen, die er jetzt loszuwerden hoffte! Es war Oldenburg lieb, daß Melitta nicht zugegen war. Er hatte ihr gleich beim Beginn des Barrikadenbaues durch den alten Baumann Kunde sagen lassen, und daß er sie dringend bitte, an dem sichern Orte, wo sie sei, zu bleiben. Er dachte bei sich, als er den alten Mann entsandte, wir sehen uns entweder nie oder glücklicher als vorher wieder; jetzt müßte nur noch Oswald da sein und an meiner Seite für die Freiheit und Melitta kämpfen. Der Ausgang sollte mir ein Gottesurtheil sein, und Melitta dem Ueberlebenden den Kranz des Siegers reichen.

Und sein Wunsch ging in Erfüllung. Seit einer Stunde kämpfte Oswald an seiner Seite, kämpfte, wie Jemand, dem der Tod lieber ist, wie das Leben. Wo es unter den feindlichen Kugeln eine schadhaft gewordene Stelle der Barrikade auszubessern, oder sonst

etwas Gefährliches zu thun gab, da war Oswald sicher zu finden, und da Oldenburg gerade die bedenklichsten Posten für sich selbst in Anspruch nahm, so kamen sie sehr oft dicht nebeneinander zu stehen. Aber sobald die Gefahr vorüber, zog sich Oswald sofort zurück, und Oldenburg folgte ihm nicht, da die Absicht, ihm auszuweichen, zu augenscheinlich war. Und doch drängte es den edlen Mann, in dieser Stunde, die vielleicht für Beide die letzte werden konnte, dem ehemaligen Freunde zu sagen, daß sie, was auch geschehen war, vergessen und sich die Hand reichen wollten, die so tapfer für eine große und gute Sache zu streiten wußte.

Oldenburg's Blicke hafteten auf Oswald, der in einiger Entfernung von ihm, die Büchse in der Hand, mit Berger neben einem der Wachtfeuer stand. In der wechselnden Beleuchtung traten die Gestalten bald in ein helles Licht, bald flog ein blauer Schatten über sie hin. Das gab ihnen etwas Seltsames, Unirdisches. Oldenburg mußte an die Schemen denken, die an den Ufern des Acheron dem Fährmann winken. . . .

Er erhob sich und trat auf die Beiden zu.

„Was meinen Sie, meine Herren", sagte er, „werden wir uns dieser Ruhe lange erfreuen?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Oswald; „sie haben

sich entweder nur verschossen, oder sie ziehen noch Verstärkungen heran."

„Das Letzte ist wohl das Wahrscheinlichere. Was meinen Sie, Berger?"

Berger hatte, die Arme über der Brust gekreuzt und mit den großen Augen unverwandt in die Flamme sehend, dagestanden. Plötzlich streckte er die Hände vor sich hin und sagte in einem hohlen geisterhaften Ton:

„Horch! da kommen sie schon. Die Erde zittert unter ihnen. Wie sie die Gäule peitschen, die es müde sind, immer neue Gewaltsmittel gegen das arme Volk herbeizuschleppen! Da springen sie herab. Und nun stopft nur die ehernen Schlünde voll bis zum Bersten, wir wollen" — —

„Berger!" sagte Oldenburg, ihm die Hand auf den Arm legend.

Berger zuckte zusammen, wie Jemand der jäh aus einem tiefen Traume geweckt wird. Er blickte verstört umher.

„Was giebts?" fragte er, Oldenburg anstarrend.

„Sie sind durch die übermäßigen Anstrengungen erschöpft, Berger; legen sie sich eine Stunde hin. Ich will sie rufen lassen, wenn es Noth thut."

„Erschöpft", sagte Berger, indem er wieder in

einen träumerischen Zustand zurückfiel; „ja wol erschöpft, bis zum Tode erschöpft; aber deshalb genügt auch eine Stunde nicht. Wenn ich schlafen soll, so sei es wenigstens den ewigen Schlaf!“

In diesem Augenblick trat Schmenckel, der die Wache auf der Barrikade gehabt hatte, an die Gruppe heran und sagte:

„Es ist halt etwas Besonderes im Werk; ich glaube es geht jetzt mit Kanonen los.“

Berger fuhr in die Höhe.

„Kanonen!“ rief er, „sagte ich es nicht? jetzt naht die Stunde der Entscheidung. Auf, auf, ihr wackern Männer, Allesammt! Noch einen lustigen Tanz mit den schlangenhaarigen Furien des Lebens und dann zur ewigen Ruh in die kühle Todesnacht. Auf, auf!“

Bei diesem Ruf sprangen Einige der Kämpfer empor von ihren Lagerstellen am Feuer, griffen zu den Waffen und eilten Berger nach an ihre Posten. Andere blieben liegen und lachten über den blinden Lärm. Aber auch sie waren rasch genug auf den Beinen, als jetzt ein Schlag, der die Häuser in ihren Grundvesten erbeben machte, losschmetterte und die Kartätschenkugeln in die Barrikade und gegen die Häuserwände prasselten.

„Jetzt wird es ernst,“ sagte Oldenburg, sich zu

Oswald wendend. Aber der Platz, wo Oswald gestanden hatte, war leer.

„Er weicht mir aus," sprach Oldenburg traurig; „und doch, mein Gewissen ist rein; ich habe mir nichts gegen ihn vorzuwerfen."

Er eilte nach der Barrikade, wo jetzt die Anwesenheit des Hauptmanns nöthiger war als je.

Zu der einen Kanone, die den Reigen eröffnete, hatten sich jetzt noch drei andere gesellt, und beinahe ununterbrochen krachte der Donner und rasselte der eiserne Hagel gegen die Barrikade. Es war kein Zweifel: man wollte Bresche legen und dann den Sturm mit voraussichtlich besserem Erfolge wiederholen. Oldenburg, der das Leben der Leute nicht unnütz auf's Spiel setzen wollte, hatte Befehl gegeben, so gedeckt wie nur möglich sich aufzustellen und das Feuer der Belagerer nicht zu erwidern, sondern jeden Schuß bis zu dem Augenblick des Sturmes aufzusparen. Außerdem hatte er die Steinschleuderer auf den Dächern um das Doppelte verstärkt. Zuletzt wählte er die Männer, die sich bisher am muthigsten gezeigt hatten, zu einem Elitecorps aus, das sich dem stürmenden Feinde blindlings entgegenwerfen und kämpfen sollte, bis die Anderen Zeit gehabt hätten, sich hinter die Barrikaden der Nebenstraßen zu retten.

Oldenburg hatte kaum diese Anordnungen getroffen, als die Batterie mit noch fürchterlicherer Gewalt zu arbeiten begann und dann plötzlich verstummte.

Einen Augenblick tiefe Stille.

Tiefe Stille und dann der eherne Klang von zwanzig Trommeln, die den Sturmmarsch schlagen. Und mit jedem Schlage rückt die stürmende Colonne näher heran, eine lebendige Mauer, scheinbar unaufhaltsam in ihrem Andrang.

Kein Laut erschallt auf der Barrikade. Oben auf den Dächern stehen die Männer und Knaben, die tödtlichen Steine in den Händen; in den Fenstern der Häuser, an den Schießscharten der Barrikade selbst lauern die Schützen, die Büchse halb zur Wange schon erhoben, oben auf der Barrikade Oldenburg, Oswald Berger, Schmenckel und vielleicht zwanzig andere Männer; Pistolen, verrostete Schwerter, Aexte, Brechstangen und ähnliche Instrumente in den Fäusten — still Alle, still und entschlossen.

Und mit dem Tacte der Trommeln rückt die lebendige Mauer heran. Deutlich schon sieht man die schmucken Gardeuniformen; man sieht die bartlosen Gesichter der Leute und das schwarze, finstere bärtige Antlitz des riesigen Offiziers, der voranschreitet. Und jetzt ruft der Offizier ein Commando, das die Trom-

meln verschlingen, und wie er mit dem blitzenden Degen winkt, brüllen die Soldaten: Hurrah! hurrah! hurrah! und stürzen eilenden Laufs heran. Aber ehe sie die Barrikade erreichen, krachen zwanzig Feuerschlünde, schmettern Hunderte von Steinen in die lebendige Mauer und sie schwankt und wankt wie eine Meereswoge, die mit vorüberhängendem Kamm gegen den Felsenstrand heranschäumt.

Doch rollt sie weiter und jetzt prallt sie gegen die Barrikade. Der Offizier reißt mit seinen Händen große Stücke heraus. Nichts scheint seiner Riesenstärke widerstehen zu können. Da springt ihm ein Mann von der Barrikade herab entgegen — ein Mann im Sammtrock, der als Waffe den Lauf eines Gewehrs schwingt, von dem der Kolben abgebrochen ist. Als der Offizier den Mann erblickt, taumelt er wie vom Blitz getroffen zurück und schreit seinen Leuten zu: „Halt, halt!"

Sie stehen.

Die Barrikadenmänner benutzen diese Pause und geben eine volle Salve. Der Offizier fällt mit dem Gesicht vornüber todt zur Erde; mit ihm stürzt mindestens ein Dutzend seiner Leute mehr oder weniger schwer verwundet. Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigt sich der Soldaten. Vergebens suchen die

Offiziere sie in den Kampf zu treiben. Sie werfen ihre Waffen weg und laufen in wilder Flucht die Straße hinauf, gefolgt von den Kugeln der Männer des Volks.

Die Barrikade ist abermals gerettet; man schreit einmal über das andere Hurrah, man umarmt sich mit Thränen der Freude in den Augen. Aber der Sieg ist theuer erkauft. Während ein Theil der Besatzung die halb zerstörte Barrikade wieder aufbaut, ist der andere Theil mit den Verwundeten und Todten beschäftigt. Der im Sammtrock trägt mit Oswald den Leichnam eines Mannes herbei, der in der ersten Reihe wie ein Held gefochten hat, und von den feindlichen Bajonetten durchbohrt, an ihrer Seite gefallen ist.

Oldenburg eilt herbei, ihnen zu helfen.

„Ist er todt?“

„Ja.“

Sie legen ihn neben einem der Feuer hin auf die Erde. Das bleiche Antlitz ist so still, so voller Frieden, und um die blassen Lippen schwebt ein sanftes, seliges Lächeln.

Oldenburg schaut zu Oswald herüber, der an der andern Seite neben der Leiche kniet. Er erschrickt. Das Antlitz des jungen Mannes ist eben so bleich,

wie des Todten Antlitz, und seine Augen stieren wie im Wahnsinn.

„Mein Gott, Oswald, sind Sie verwundet?“

„Ich fürchte ja,“ erwidert Oswald und sinkt neben Berger's Leiche zusammen.

Fünfzehntes Kapitel.

Seit der Nacht der Barrikaden ist die Sonne zweimal aufgegangen. Ein wunderlieblicher Frühlingstag blaut über der ungeheuren Stadt. Von dem lichten Himmel heben sich scharf die prächtigen Paläste ab, deren gewaltige Säulen und reichgeschmückte Friese in der goldenen Morgensonne gebadet sind. Und in der goldenen Morgensonne baden sich auch Tausende und aber Tausende glücklicher Menschen, die in unabsehbaren festlichen Schaaren die Stadt durchwallen. All den Wallern ist zu Sinn, wie frommen Pilgern, die lange, lange Zeit durch öde Wüsten, über rauhe Gebirge nach dem heiligen Bilde einer Madonna zogen, und jetzt haben sie die Heilige erschaut und sie hat ihnen Vergebung der Sünden und Frieden, Freude und muthiges Vertrauen ins Herz zurückgelächelt. Jetzt ziehen sie wieder zur Heimat, still und bewegt, oder laut in frommen Liedern die Heilige preisend, die so große Wunder an ihnen gethan....

„Armes wundersüchtiges Volk! Als ob alle Heiligen des Kalenders dir helfen könnten, wenn du dir selbst nicht hilfst! Als ob die Sünden eines Menschenalters in einer Nacht gesühnt, als ob ein todtkranker Staat in einem Tage gesunden könnte! Du willst schon vergeben und vergessen, denen, die dir noch nie, nie etwas vergeben, und was du, nach ihrem Sinn, an ihnen gesündigt, niemals vergessen haben; noch tragen deine Häuser die Spuren des brudermörderischen Kampfes, noch sind die Dächer, deren Steine du in deiner Verzweiflung auf die Köpfe Deiner Henker hinabschleudertest, abgedeckt; noch ist das Pflaster nicht wieder eingefügt, das du aufrissest, dir einen Wall zu schaffen gegen rohen Uebermuth; noch sind die Todten nicht begraben, die ihr Blut für dich vergossen, — noch harren auf ihrem Schmerzenslager zum Tode Verwundete der Stunde der Erlösung —“

Es war Oldenburg, der zu sich selbst diese Worte sprach, während er an dem Fenster eines Zimmers in dem Hotel garni stehend, hinabschaute auf die Menschen, die jetzt über dieselbe Stätte fröhlich zogen, wo vorgestern Nacht die Barrikade ragte, an der mit solcher Erbitterung und Hartnäckigkeit gekämpft wurde, und deren heldenmüthige Vertheidigung so viele Opfer gefordert hatte.

Das Hotel beherbergte zwei dieser Opfer.

Unten, ein paar Fuß von der Straße, auf welcher die fröhlichen Menschen vorüber wimmelten, lag in einem Sarge ein bleicher Mann, von dessen Wangen ein grauer Bart weit auf die breite Brust herabfloß über eine tiefe Wunde, der gestern Nacht das Blut des edelsten Herzens entströmt war.

Und hier in diesem selben Zimmer lag auf seinem Leidenslager hingestreckt ein junger Mann, der an der Seite des grauen Schwärmers tödtlich verwundet wurde, und dessen üppige Jugendkraft bis zu dieser Stunde unter unsäglichen Qualen mit dem unbarmherzigen Tode gekämpft hatte. . . . .

Nach dem Sturm, bei welchem Berger fiel und Oswald die Todeswunde empfing, hatte das Militär keinen neuen Angriff gemacht; sei es, daß man die Position wirklich für uneinnehmbar hielt, sei es, daß die schwankenden Gemüther, bei denen die letzte Entscheidung war, hemmend in die Operationen eingriffen, sei es, daß der Tod des Fürsten Waldernberg, der mit einer an Raserei grenzenden Kühnheit den letzten Angriff geleitet hatte und bei dem Sturm gefallen war, eine Bestürzung in den Reihen der Soldaten verbreitete, die ihre Führer die Erfolglosigkeit eines abermaligen Versuchs voraussehen ließ. Man hatte

sich begnügt, von Zeit zu Zeit durch eine Kartätschenladung die Barrikadenmänner aufzuschrecken; endlich war gegen fünf Uhr Morgens der letzte Schuß gefallen.

Oldenburg hatte auf seinem Posten ausgehalten, bis er sich überzeugte, daß in der That kein abermaliger Angriff zu befürchten stehe und das Militär Befehl zum Rückzug erhalten habe. Dann erst hatte er Schmenkel, der als sein treuer Knappe kaum von seiner Seite gewichen war, zu sich gerufen und sie hatten zusammen die schon halb abgeräumte Barrikade als die letzten Aller, verlassen.

Schmenckel hatte noch in der Nacht Oldenburg mit Thränen in den Augen erzählt, daß der Offizier, der vor ihren Augen gefallen, sein Sohn gewesen sei. Oldenburg hatte den sehr verworrenen Bericht von des ehrlichen Caspar sehr verworrenem Leben mit nicht geringem Erstaunen angehört, besonders die Geschichte der letzten Tage — die Intriguen des unseligen Albert Timm, dessen Leichnam in das Hospital getragen war, des wackeren Jeremias Gutherz, der den Ueberfall in dem Dusteren Keller geleitet und der der erste gewesen war, der sich aus dem Staube machte; die Conferenzen mit dem Grafen Malitzewsky und der Fürstin Letbus, und daß Timm

ihm auch gesagt habe, auf welche Weise er aus Oswald Stein alle Tage, die er wolle, einen Baron Grenwitz machen könne.

Oldenburg kannte die Welt und besonders die vornehmen Regionen, in welche Schmenckels Geschichten hineinspielten, zu genau, als daß er an der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit solcher Vorkommnisse hätte zweifeln sollen.

Wußte Oswald von seiner Abstammung? — doch das war ja am Ende so gleichgültig! Es war nicht anzunehmen, daß der Tod zwischen dem Sohne des Barons Harald oder des Sprachlehrers Stein einen besonderen Unterschied machen würde, und Oswald gehörte dem Tode.

Eine Stunde nach seiner Verwundung war es entschieden. Um diese Zeit kam die erste ärztliche Hülfe, deren sich die Barrikade zu erfreuen hatte, in der Person des Doctor Braun, der in Begleitung Melitta's anlangte. Melitta war noch bei Sophie gewesen, als der alte Baumann die Nachricht vom Ausbruch des Kampfes brachte, und daß Oldenburg in der Langen Straße die Barrikade kommandire. Melitta war sogleich entschlossen gewesen, zu Oldenburg zu eilen, und Sophie sah nur zu wohl, daß es Franz in einer Stunde, wo Tausende ihr Leben aufs

Spiel setzten, nicht im Hause litt, und trug es deshalb still, als er erklärte, Melitta begleiten zu wollen. Der alte Baumann und Bemperlein, der ebenfalls anwesend war, sollten bei Sophie bleiben und sich ihrer und der Kinder annehmen.

Melitta und Franz hatten einen mühseligen Weg, bis sie endlich nach mehrstündiger Wanderung auf den größten Umwegen und oft mit Gefahr des Lebens ihr Ziel erreichten.

Das Wiedersehen mit der Geliebten entschädigte Oldenburg tausendmal für Alles, was er ihrethalben gelitten hatte. Melitta umarmte und küßte ihn unter Thränen in Braun's Gegenwart, sie hing sich an seinen Arm, sie konnte sich nicht trennen von dem, den sie nicht mehr am Leben zu finden gefürchtet hatte, und den sie jetzt, von Pulver geschwärzt, in der ganzen Glorie seiner stolzen Mannheit wiedersah, bis er ihr ins Ohr flüsterte, daß drinnen im Hotel Oswald auf den Tod verwundet liege. Da hatte Melitta ihren Arm aus seinem Arm gezogen und hatte — ernst und bleich, aber nicht bestürzt — gesagt, daß sie den Kranken pflegen wolle, wie es die Pflicht der Schwester sei.

Seitdem war ein Tag und eine Nacht vergangen — eine Ewigkeit für die, welche am Lager des von

Höllenqualen Gefolterten wachten, der sich jetzt in seiner Raserei im Bette aufbäumte, so daß es Schmenckels ganzer Kraft bedurfte, ihn zu halten, und ein anderes Mal in sich überstürzender Hast die Gedanken und Bilder sagte und schilderte, die sich in wahnsinniger Fülle durch sein überreiztes Gehirn drängten. So hatte er, der sonst so Verschwiegene, das Geheimniß seiner Geburt enthüllt und damit Niemand so sehr überrascht, als die gute Frau Hauptmann, die sich so lange nach ihrer Marie gesehnt und nun den Sohn Marien's endlich gefunden hatte, nur um ihn sterben zu sehen. Die alte Dame schwebte wie ein guter Geist lautlos durch das Zimmer und wenn sie gerade im Augenblicke nicht beschäftigt war, sah man, wie sie die Hände faltete und betete, daß ihr der Sohn der geliebten Tochter erhalten bleiben möge.

Aber dazu war schon seit dem ersten Augenblick keine Hoffnung mehr gewesen. Franz hatte sofort erklärt, daß Oswald sterben müsse, daß er einen, höchstens zwei Tage noch leben könne. Indessen sei es möglich, daß er vor dem Tode noch einmal zum Bewußtsein erwache.

Melitta sah diesem Augenblick, wenn er ja eintreten sollte, mit Wehmuth entgegen. Sie wußte jetzt, daß sie Oswald nur als einen unglücklichen Bruder liebe. Oswald hatte in seinen Phantasien ihren

Namen nicht einmal über die Lippen gebracht; er hatte immer nur von einer lieben, schönen Frau gesprochen, gegen die er arg gesündigt habe und die ihm, was er an ihr gefrevelt, nicht verzeihen könne. Die Erinnerung daran hatte dem Unglücklichen Thränen ausgepreßt; und Melitta hatte ihm die Thränen von den Wangen gewischt und nur immer gewünscht, sie könnte ihm sagen, daß sie ihm längst verziehen habe.

Da seufzte der Verwundete so tief, daß Oldenburg sich schnell im Fenster umwandte und an das Bett trat, an welchem Melitta saß. Aber das Seufzen war kein Schmerzenslaut gewesen, der tiefe Athemzug nur einer Brust, von der eine unerträgliche Last genommen ist. Was Franz vorhergesagt hatte, war eingetreten — die Schmerzen waren verschwunden und mit ihnen die letzte Hoffnung des Lebens. . . .

So lange die Schmerzen in den von der Kugel zerrissenen Eingeweiden gewüthet hatten, war der Geist des Aermsten in einen Abgrund des Schreckens versenkt gewesen, unter Larven, die ihn aus ihren hohlen Augen gespenstig anstierten, unter Ungeheuer, die ihre scharfen Zähne in sein Fleisch hackten, unter Todte, die in ihre Laken gehüllt dahin huschten, und wenn sie an ihm vorüberkamen, ein liebes, starres Antlitz entschleierten. Und immer finsterer war der Abgrund geworden — durch enge Höhlengänge mußte er sich

quetschen, verfolgt von dämonischem Geheul, das an den Felsengewölben gräßlich wiederhallte, — glühend heißer Höllenbrodem rings um ihn her. . . . . Da hörte er eine Stimme seinen Namen rufen: Oswald! Oswald! Und vor dem silbernen Klang dieser lieben sanften Stimme verschwanden die Larven und die Gespenster, verstummte das Heulen der Dämonen. Die engen heißen Höhlengänge erweiterten sich zu hohen, luftigen Gewölben, die sich zu bewegen und hin- und herzuwiegen begannen, so daß es nun keine Steinbogen mehr waren, sondern die majestätischen Kronen uralter Riesenbäume, durch deren dichtes Laub singende Vögel hüpften und hier und da goldige Sonnenstrahlen spielten. Und abermals: Oswald, Oswald! ertönte die Stimme und er flog dem Klange nach durch die blauen Waldesschatten, über moosigen Grund, durch welchen silberne Wasseradern sickerten. Und lichter, immer lichter wurde es um ihn her — aus der kühlen Dämmerung heraus, an deren Rande er gern verweilte, schaute sein Auge in ein Land voll blühenden Lebens, goldiger Ernten und lachenden Sonnenscheins. Und wie sein Auge sich des ungewohnten Anblicks erlabte, schwebten her über die blumigen Auen und die reifenden Kornfelder Hand in Hand zwei hohe schöne Gestalten. Zuerst erkannte er sie nicht, aber als sie näher und immer näher kamen,

erkannte er sie wol. Es waren Oldenburg und Melitta. Und er streckte ihnen die Arme entgegen und sagte: „Ihr guten Menschen, könnt Ihr mir verzeihen?“

Da neigten sie sich zu ihm und er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen. Er hätte laut aufweinen mögen vor seliger Lust, aber er vermochte es nicht. Eine süße Müdigkeit goß sich durch seine Glieder. Er wollte die Augen aufschlagen, aber eine warme, liebe Hand deckte sich darüber, das Land voll Ernten und Sonnenschein versank, die hohen Gestalten verschwebten in weichen Nebeln, lauter rauschte es aus dem Wald, tiefer und tiefer tauchte er zurück in die kühle Dämmerung und dann ward es Nacht — uranfängliche, ewige Nacht . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Und wieder ist die leuchtende Frühlingssonne zweimal aufgegangen, wieder trägt die ungeheure Stadt ein festliches Kleid; aber die Farbe dieses Kleides war die der Trauer, denn das Fest, das sie feiern, ist ein Todtenfest.

Schwarze Fahnen wehen von den Thürmen und den Zinnen des Schlosses, Trauerflore sieht man überall aus den Fenstern hängen, mit Trauerfloren

sind die Hüle der Frauen, sind die Hüte der Männer, sind die Arme der Unzähligen alle umwunden, die nach dem herrlichen Platz in dem Herzen der Stadt wallen, wo zwischen den im Mittagssonnenschein gebadeten Tempeln auf einer Estrade die Särge derer aufgestellt sind, die in der Schreckensnacht fielen — einhundertsiebenundachtzig Särge — einhundersiebenundachtzig Todte — darunter Frauen und Kinder — unschuldige Blumen, die dem grausen Schnitter, als er die Garben mähte, aus denen die Saat der Freiheit emporblühen sollte, unter die erbarmungslose Sense kamen. Und selbst damit ist die blutige Ernte noch nicht vollendet. Noch liegen in den Hospitälern in den Häusern überall in der Stadt Schwerverwundete, von denen noch Mancher den goldenen Tag der Freiheit nimmer schauen wird.

Und nun beginnen von allen Thürmen in feierlichen Klängen die Glocken zu läuten, — dieselben Glocken, die in der Barrikadennacht den Schlachtruf heulten. . . .

Die kirchliche Handlung ist vollendet. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Ein Zug wie ihn die Stadt noch nimmer sah, wie er vielleicht einzig ist in der Welt-Geschichte.

Da schwebten die gelben, von reichen Kränzen umwundenen Särge in unabsehbarer Reihe auf den

Schultern der Bürger hin durch die blaue Frühlingsluft und zwanzigtausend Menschen jeden Alters und Standes geben ihnen das Geleit. An jedem Sarge ist ein Zettel mit dem Namen des Todten. Namenlose Namen! Wer war Oswald Stein? wer war Eberhard Wolfgang Berger? . . .

Was thut der Name? was thut es, was sie im Leben waren? was sie im Leben thaten und litten, fehlten und sündigten, strebten und irrten? Der Tod für die Freiheit krönt alles Streben, sühnt alle Schuld.

Das fühlen auch die Hundertausende, die rechts und links in gedrängten Reihen am Wege stehend, den Zug an sich vorüberziehen lassen und vor jedem Sarge die Häupter ehrfurchtsvoll entblößen. . . .

Und so geht der unabsehbare Zug lang und langsam in lautlos feierlicher Stille zum Thore hinaus nach seinem Ziel, dem Hügel vor der Stadt, wo von den Barrikadenkämpfern an den Tagen vorher ein großes Viereck ausgeschaufelt ist. Der Zug geht in die Grube hinein. Die Träger setzen ihre Särge stille nieder und schreiten weiter, nnd so die Andern, bis der Zug hindurch ist.

Und die Tausende stellen sich in andächtigem Schweigen rings umher. Gewehrsalven krachen und an den Gräbern seiner Märtyrer betet ein ganzes Volk.

Für wen?

Für die Todten? Sie bedürfen der frommen Wünsche nicht in ihrer kühlen Grabesruhe, in ihrem ewigen Schlaf. Aber die Lebenden?

Ihnen ist nicht das schlechtere, doch das schwerere Loos gefallen. Sie sollen schaffen und wirken in dem heißen Staub der Alltäglichkeit, rastlos, ruhelos, denn nimmer schläft die Tyrannei. Sie sollen sorgen und wachen, daß die Nacht nicht wieder hereinbreche, in welcher es dem Braven unheimlich und nur dem Schlechten heimlich war, die Nacht, durch deren dunkle Schatten so viele romantische Larven und phantastische Gespenster huschten, die Nacht, die so arm war an gesunden Menschen und so reich an problematischen Naturen — die lange schmachvolle Nacht, aus welcher nur der Donnersturm der Revolution durch blutige Morgenröthe hinüberführt zur Freiheit und zum Licht.

Ende.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.